

Herr über die Toten

H. G. EWERS

1981

“Ein Stöhnen riß mich aus meinen Gedanken. Ich fuhr herum.

Eine monströse Gestalt krümmte sich auf dem Boden der Halle, ein Ungeheuer mit Elenas Gesicht! Entsetzt starrte ich in ihre braunen, von Schmerz verdunkelten Augen. Ich wußte nicht, wie ich ihr helfen sollte. Elena streckte ihre Arme aus, und ich beugte mich über sie und drückte sie an mich, als könnte ich dadurch ihren entfliehenden Geist festhalten... !”

Baar Lun, der letzte der Moduls, erhält von Perry Rhodan die Genehmigung für einen riskanten Sondereinsatz im Andro-Beta-Nebel. Mit einer Space-Jet fliegt Lun den Planeten Greenish-7 an, um das Rätsel der Stadt und seiner Väter zu lösen.

Der Modul und seine Begleiter landen auf der Eiswelt und geraten in den Bann des Koordinators der Träume.

1.

TAGEBUCH BAAR LUN: An Bord der CREST II im Linearraum zwischen ANDRO-Alpha und ANDRO-Beta, den 18. Juli 2403,22. 45 Uhr, Erdzeit: Der vierte Tag unserer Flucht aus ANDRO-Alpha neigt sich seinem Ende zu. Wir verbrachten ihn ebenso im Linearraum wie die drei vorhergegangenen Tage. Die Energieerzeuger des Superschlachtschiffes sind zu vierzig Prozent ausgefallen, weshalb das einzige nicht zerschossene Kalup-Aggregat nur mit einem Viertel seiner Kapazität ausgelastet werden kann. Aus diesem Grunde mußte sich die CREST II in “Schleichfahrt” von ANDRO-Alpha absetzen.

ANDRO-Alpha: ein der Andromeda-Galaxis vorgelagerter Zwergnebel von 6500 Lichtjahren Durchmesser, 150 000 Lichtjahre von Andromeda entfernt. Vor zehntausendfünfhundert Jahren, so berichtete Lordadmiral Atlan, flohen die Überlebenden der von den Arkoniden aus der Milchstraße vertriebenen Maahks hierher. Sie wurden von den MdI als Splittergruppe und künftiges Hilfsvolk angesiedelt. Seitdem haben sich diese eierlegenden, außerordentlich fruchtbaren Intelligenzwesen zu einer Macht von entscheidender Bedeutung entwickelt. In ihnen besitzen die Meister der Insel das Mittel, die Terraner aus der Nähe Andromedas zu vertreiben oder zumindest ihre Kräfte so zu binden, daß sie keine Gefahr mehr für die Beherrscher der Zweiten Galaxis darstellen.

Seit einiger Zeit wird ANDRO-Alpha regelmäßig von terranischen Aufklärungs- und Störverbänden angefliegen. Die Menschheit kann es sich einfach nicht erlauben, die Vorgänge im Alphanebel unbeobachtet zulassen.

Bei unserem letzten Einsatz wollte sich der Großadministrator des Solaren Imperiums persönlich von der Lage im Maahknebel überzeugen. Anfangs hatten wir unwahrscheinliches Glück. Die Saat, die ein ehemaliger maahkscher Geheimdienstoffizier namens GREK 1 ausgestreut und mit seinem eigenen Blut gedüngt hatte, war aufgegangen. Die Kommandanten vieler Maahkraumschiffe ignorierten die CREST II, was Perry Rhodan als Zeichen dafür wertete, daß jenen klar und logisch denkenden Wasserstoffatmern allmählich bewußt wurde, daß nicht Terra ihr größter Feind war...

Doch noch immer halten die Agenten die MdI, die sogenannten "Goldenen", die Fäden in ihren Händen. Sie stellten uns eine vorzüglich getarnte Falle, und die CREST II wurde von Hunderten schwerer Walzenraumschiffe gejagt. Es gelang uns nur dank der Bewaffnung mit schwersten Transformkanonen, eine Lücke in die Kugelschale der feindlichen Verbände zu schießen und zu entkommen.

Aber Rhodans Flaggschiff wurde dabei so schwer beschädigt, daß es von außen wie ein Wrack aussieht.

Immerhin gelang es uns, die Verfolger abzuschütteln. Im Linearraum sind wir sicher vor feindlicher Ortung. Nur benötigten wir bereits vier Tage, um rund fünfzigtausend Lichtjahre von den insgesamt zweiundsechzigtausend bis ANDRO-Beta zurückzulegen.

Im Laufe des morgigen Tages werden wir endlich den Betanebel erreichen und auf dem Stützpunktplaneten Gleam im Tri-System landen. Was danach mit der CREST II geschieht, weiß ich noch nicht. Ich weiß nur, daß die Werftanlagen auf Gleam noch nicht in der Lage sind, derartig schwere Schäden zu beheben, wie die CREST II sie davongetragen hat. Vielleicht gelingt es wenigstens, das Schiff für die Fahrt nach dem Schrotschußtransmitter provisorisch herzurichten. Dort könnte es instand gesetzt werden.

In der Zwischenzeit... !

Gleich morgen früh werde ich den Großadministrator um eine Besprechung bitten. Ich benötige ein kleines Raumschiff, mit dem ich von Gleam aus zum siebten Planeten der grünen Sonne Greenish fliegen kann.

Auf Greenish-7 - oder SEVEN, wie er in der Umgangssprache genannt wird - liegt ein Geheimnis verborgen, ein Geheimnis, das unmittelbar mit dem Schicksal meines toten Volkes verknüpft ist.

Einer meiner terranischen Freunde, Captain Finch Eyseman, stieß darauf, als er auf Modul gegen die Monstren kämpfte, die ich damals gegen die Terraner eingesetzt hatte.

Die Erinnerung an die Zeit auf Modul treibt mir das Wasser in die Augen.

Modul, der Planet im Leerraum vor ANDRO-Beta, war das Gefängnis meiner Vorfahren und schließlich auch mein Gefängnis gewesen. Etwa sechshundert terranische Jahre verbrachte ich dort. Die terranischen Wissenschaftler wunderten sich, was mich so lange am Leben erhielt und warum ich nach sechshundert Erdjahren noch immer die Vitalität eines vierzigjährigen Menschen besitze. Doch dieses Problem

interessiert mich persönlich nur am Rande. Vielleicht hat die Langlebigkeit mit meiner Parafähigkeit zu tun, jede beliebige Energie in jede beliebige Materie zu transformieren - nur mit der Kraft meines mutierten Geistes.

Zumindest ließen mich die Meister der Insel nur wegen dieser Fähigkeit am Leben, während sie die anderen meines Volkes ausrotteten. Zugleich logen sie mir vor, meinem Volk ginge es gut, solange ich meine Kraft für die MdI einsetzte. Sollte ich mich jedoch weigern, die Befehle der Herren Andromedas bedingungslos auszuführen, dann müßte mein Volk sterben.

Ich glaubte der Lüge und half den Verbrechern, ihre Machtposition in ANDRO-Beta zu halten. Ich belebte und programmierte künstlich hergestellte Monstren, damit sie in leuchtenden Energiesphären alle Planeten im Betanebel vernichteten, auf denen Terraner existieren konnten. Ich kämpfte mit allen verfügbaren Mitteln gegen die Menschen, die den Planeten Modul besetzen wollten.

Ein Freund der Terraner, der Mausbiber Gucky, drang schließlich mit Hilfe seiner Parafähigkeit in meine Stützpunktzentrale ein und überzeugte mich davon, daß die MdI mein Volk längst ermordet hatten und ich mich von einer Lüge hatte erpressen lassen.

Seitdem bin ich der erbittertste Feind der Beherrscher Andromedas.

Und vielleicht hält der Planet Seven den Schlüssel für mich bereit, mit dem ich einige Hintergründe der Vergangenheit meines Volkes und der MdI erhellen kann.

Ich muß nach Seven, dorthin, wo Finch Eyseman von Illusionskristallen in die altehrwürdige Stadt meiner Vorväter, nach Maa Duun, versetzt worden war, in eine Traumstadt zwar, eine Halluzination, die jedoch einen realen Kern haben mußte... !

*

Ich ließ den Magnetschreiber fallen, als das bisher konstante Dröhnen des Hauptkraftwerks zu einem schrillen Kreischen answoll.

In höchster Erregung klammerte ich mich an die Lehnen des bequemen Kontursessels. Ein Fieberschauer schüttelte meinen Körper.

Unter Aufbietung größter Willensenergie gelang es mir, mich innerhalb weniger Augenblicke zu beruhigen. Meine Hypersensibilität war eine Nebenwirkung der besonderen Fähigkeiten, auf geringste Energieströme zu reagieren. Manchmal wirkte sich das negativ aus. Nur mit Hilfe besonderer Übungen war es mir im Laufe der Jahrhunderte gelungen, Ausbrüche hochgradiger Erregung rasch und dauerhaft unter Kontrolle zu bekommen.

Ich schaltete den Monogenerator ein und steuerte meinen Sessel vor die Bildtonkonsole des Hyperkoms. Meine Hand drückte die Aktivierungstaste nach unten und wählte den Kode des Maschinenleitstandes.

Ein schweißüberströmtes Gesicht tauchte auf der Bildfläche auf, das Gesicht von Maschineningenieur Ralph Gunnarson. Ich kannte den tüchtigen Ingenieur recht gut; oft hatten wir miteinander über hyperenergetische Probleme geplaudert oder debattiert. Diesmal war von seiner sprichwörtlichen Ruhe nicht viel zu bemerken.

“Abschalten!” schrie er mir zu. “Keine Zeit für Nebensächlichkeiten!”

Ich schaltete nicht ab.

“Was ist los, Gunnarson?” fragte ich so eindringlich wie möglich. “Vielleicht kann ich Ihnen helfen...?”

Gunnarson lachte rauh.

“Sie können nicht Tausende von entfesselten Megawatt modulieren, Lun! Unser Hauptgenerator hat sich der Kontrolle entzogen.” Er lächelte verkrampft. “Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf: Steigen Sie in Ihren Raumanzug und suchen Sie den Hangar einer noch intakten Kaulquappe auf! Ende.”

Er schaltete einfach ab.

Einen Atemzug lang starrte ich auf die dunkle Bildfläche. Unter meinen Füßen spürte ich das Vibrieren des Bodens, und meine Parasinne erfaßten die hyperenergetische Streustrahlung eines anschwellenden Stromes unkontrollierter Energie.

Kein Zweifel bestand: Der Hauptgenerator der CREST II ging durch. Er würde, falls es nicht gelang, ihn rechtzeitig wieder unter Kontrolle zu bringen, zuerst rotglühend werden und dann in einem Hitzeausbruch das ganze Schiff zur Gluthölle machen...

Ich schloß die Augen.

Gab es für mich eine Möglichkeit, die entfesselte Energie einzudämmen, indem ich sie in feste Materie verwandelte?

Im nächsten Augenblick schüttelte ich den Kopf.

Nein! Es gab keine solche Möglichkeit! Mit einem Megawatt wurde ich gerade noch fertig, nicht aber mit Tausenden gleichzeitig!

Ich beschloß, vorerst noch abzuwarten.

Doch bereits eine halbe Minute später zerstörte das Schrillen der Alarmklingel in meiner Kabine und das von draußen hereindringende Heulen der Warnpfeifen die sinnlosen Hoffnungen.

Alarmstufe eins!

Als der ohrenbetäubende Lärm verebbte, krachte es im Lautsprecher der Rundrufanlage.

“Achtung!” sagte die überlaute Stimme des Epsalers Cart Rudo. “Hier spricht der Kommandant! Alle Besatzungsmitglieder begeben sich auf ihre Havariestationen. Es besteht die Gefahr, daß der Hauptgenerator durchgeht und wir innerhalb weniger Minuten das Schiff verlassen müssen. Achtung! Denken Sie daran, daß nur die Beiboote in den Hangars NP-03, SP-27 und RWN-41 raumtüchtig sind! Ich wiederhole...”

Den Rest hörte ich nicht mehr bewußt. Meine Hand tastete erneut nach dem Interkom. Kurz darauf atmete ich auf.

Das große Mausgesicht Guckys blickte fragend von der Bildscheibe auf mich herab.

“Etwas nicht in Ordnung, Eierkopf?” fragte er.

Das war typisch Gucky. Während der Kommandant unseres Schiffes noch die Notanweisungen durchgab und im Schiffsinnern ein durchgehender Hauptgenerator tobte, fragte der Mausbiber, ob etwas nicht in Ordnung sei. Das mit dem “Eierkopf” nahm ich ihm nicht übel; Gucky besaß so etwas wie Narrenfreiheit, obwohl er beileibe alles andere denn ein Narr war. Aber niemand hatte etwas dagegen, von dem Pelzwesen verulkt zu werden.

Ich lächelte flüchtig ins Aufnahmeaggregat.

“Keine Spur, Einzahniger!” erwiderte ich spöttisch. “Ich wollte dich nur zu einer

Grillparty einladen!”

“Grillparty... ?”

Gucky pffiff mißtönend. Er versuchte natürlich wieder, meine Gedanken zu lesen - und wie immer vergeblich. Einen Mann, der mit jeder Art von Energie beliebig zu jonglieren. vermag, kann man nicht telepathisch ausfragen.

“Ja, Grillparty”, bestätigte ich erneut. “Leider sind wir es diesmal, die gegrillt werden sollen, Kleiner.”

Der Mausbiber rümpfte angewidert die Nase.

“Pfui Teufel, Modul! Das war nicht fein von dir. Hast du mich etwa nur deshalb angerufen, um mir das zu sagen? Du solltest dich...”

“Du solltest dich ein wenig beeilen!” unterbrach ich ihn. “Komm in meine Kabine und bringe mich schnellstens in den Maschinenleitstand. Vielleicht kann ich noch etwas retten.”

“Das konntest du auch gleich sagen, Intelligenzbestie!” erwiderte Gucky. Diesmal allerdings sprach er schon nicht mehr vom Bildschirm, sondern stand leibhaftig vor mir.

Ich ergriff seine kleine Hand.

Im nächsten Augenblick standen wir in dem nervenzerrüttenden Lärm eines Tollhauses...

*

Ein gigantisches Gebilde füllte den Saal zur Hälfte aus, ein Gebilde aus ultrahell leuchtender Energie...

Ich wunderte mich, daß die ausgestrahlte Hitze den Mausbiber und mich nicht augenblicklich in Asche verwandelte - bis ich erkannte, daß das leuchtende Gebilde nur der Schutzschirm war, der sich um den Hauptgenerator aufgebaut hatte.

Ein massiger Mann kam auf uns zugerannt. Sein Kopf glühte in der Farbe einer Vollreifen Tomate, und die Hände schlugen gleich riesigen Schaufeln durch die Luft.

“Was haben Sie hier zu suchen?” brüllte er uns an.

Dann erst erkannte er offenbar Gucky, denn er blieb so abrupt stehen, daß es aussah, als wäre er gegen eine unsichtbare Mauer gerannt.

Er schluckte.

“Sir... ?”

Seine Augen waren auf Gucky gerichtet, aber ich hatte keine Zeit für die Wahrung konventioneller Umgangsformen.

“Können Sie den Schutzschirm deaktivieren, ohne das Personal des Leitstandes zu gefährden?” fragte ich hastig.

Der Kopf des Mannes wechselte die Farbe.

“Was haben Sie... !” setzte er an, brach aber sofort ab. “Sie, Lun... ?”

Erst jetzt erkannte ich ihn. Es war der Leitende Ingenieur der CREST II, Major Dr. -Ing. Bert Hefrich.

“Beantworten Sie bitte meine Frage!” befahl ich, obwohl ich überhaupt nichts zu befehlen hatte.

Doch Hefrich bewies Format, indem er großzügig über meine “Amtsanmaßung”

hinwegging.

“Im Augenblick noch, ja!”

“Dann tun Sie es!” sagte ich. “Vielleicht ist es mir möglich, den Generator wieder unter Kontrolle zu bringen.”

Bert Hefrich blickte mich ungläubig an. Darum setzte ich hinzu: “Wie ich aus der Durchsage des Kommandanten schließen kann, haben Sie und Ihre Leute keine Möglichkeit, die Gefahr abzuwenden. Warum also nicht einen letzten Versuch wagen?”

Der LI fuhr sich mit öligen Fingern durch sein krauses, mittelblondes Haar, das vor Schweiß fast schwarz glänzte.

“Okay, Sir!”

Ohne weiteren Kommentar drehte er sich um und stürmte davon. Noch im Laufen brüllte er Befehle.

Sekunden später brach der Schutzschirm zusammen.

Die dahinter aufgestaute heiße Luft dehnte sich rasend schnell aus. Mir war, als striche der Glutatem eines feuerspeienden Ungeheuers über mich hin.

Gucky wimmerte. Der Mausbiber war nicht an hohe Temperaturen gewöhnt, obwohl er seit mehr als vierhundert Jahren unter den Terranern lebte, in Schiffen und auf Welten, die fast alle wärmer waren als der Planet seiner Geburt.

Mich erschreckte in erster Linie der Anblick der Generatorverkleidung. Das Metallplastik glühte tiefrot!

Ich schloß die Augen und versuchte, mich auf die Energieimpulse zu konzentrieren, die aus dem Robotschaltsektor des Aggregats kamen. Es war alles andere als leicht. Die winzigen Impulse wurden überlagert von einem nicht abreißenden Strom gewaltiger Reaktorenergien.

Nach einer Minute brach ich ab.

Zitternd lehrte ich mich an eine Hohlsäule. Teilnahmslos sah ich zu, wie ein Mann des Maschinenpersonals von Robotern auf einer Antigravbahre vorübergetragen wurde. Er hatte einen Hitzschlag erlitten.

Neben Gucky materialisierte plötzlich der Teleporter Ras Tschubai. Er trug über jedem Arm einen Raumanzug. Einen davon reichte er dem Mausbiber, der ihn rasch überstreifte, froh, nicht mehr länger die furchtbare Hitze ertragen zu müssen.

Den zweiten Raumanzug erkannte ich als meinen eigenen. Tschubai wollte ihn mir aufdrängen. Aber ich wehrte stumm ab. Wenn ich mich auch nur im geringsten ablenken ließ, verkleinerte sich unsere Chance fast bis auf Null.

Mein Illusionskristall fiel mir ein.

Ob er mir helfen konnte, zum Robotschaltsektor durchzudringen?

Ich wußte es nicht; in dieser Beziehung fehlten mir alle Erfahrungen. Der Illu-Kristall hatte mir bisher nur zur Psychohygiene gedient.

Aber die Verzweiflung veranlaßte mich, den Versuch zu wagen. Mehr Schaden, als schon entstanden war, konnte ich ohnehin nicht anrichten.

Ich riß meine Kombination auf und zog den grünlich schimmernden, eigroßen Kristall hervor, der an einer Kette über meiner Brust hing. Der Glutschein der Aggregatabschirmung verstärkte seine Strahlung, ließ ihn als blutübergossene, tödliche Waffe erscheinen.

Mein Blick haftete sich auf das kristallene Leuchten. Ich sah nicht mehr, wie Tschubai und Gucky sich abwandten, um nicht in den Bann des Kristalls zu geraten. Ich dagegen ließ mich willig in seinen Bann ziehen. Ich wußte, daß selbst seine grauenhaftesten Träume stets zum Vorteil des Träumenden gelenkt wurden. Und das erhoffte ich mir auch jetzt!

Ein eigenartiges, übersinnliches Klingen war das erste Anzeichen, daß ich in eine schemenhaft unwirkliche Welt versetzt wurde; nicht eigentlich ich selbst, wohl aber mein Geist war es, der aus dem Käfig der Realität ausbrach...

Im nächsten Moment stand ich allein in einer Eiswüste. Der Sturm heulte. Er riß an meiner Klimakombination, zerrte an meinen Beinen und trieb Milliarden winziger Eiskristalle vor sich her. Ich lüftete die Gesichtsmaske und rief nach Myrta, dem Wolldrachen. Der Orkan riß mir die Worte vom Mund. Rasch preßte ich die Gesichtsmaske wieder auf Lippen und Kinn. Sie waren halb erfroren, und die Wärme der Heizelemente ließ sie prickeln und brennen, als stächen tausend Nadeln auf sie ein. Die Tränen liefen mir über Gesicht. Mühsam zog ich die Beine aus dem kristallinen Schnee. Ich stapfte etwa zehn Schritte vorwärts, dann sank ich in die Knie. Der Sturm stemmte sich mir entgegen gleich einer festen Mauer. Aber ich mußte den Wolldrachen finden. Er allein vermochte mich zum Lager zurückzubringen. Wieder lüftete ich die Maske und schrie. Doch nur der Sturmwind antwortete. Ich kroch auf allen vieren weiter. So bot ich dem Orkan eine geringere Angriffsfläche. Wenn ich nur etwas sehen könnte! Plötzlich gab der Schnee unter mir nach. Meine behandschuhten Finger griffen ins Leere. Ich wollte mich zurückwerfen. Zu spät. In einer Schneelawine stürzte ich einen Steilhang hinab. Schemen tauchten um mich herum auf, wirbelten durcheinander und verschwanden wieder. Dann kam ich zur Ruhe. Um ich herum war nichts als Schnee. Ich war lebendig begraben. Die Hoffnung, aus der Lawine herauszukommen, erschien mir gering. Dennoch versuchte ich es. Mit Händen und Füßen arbeitete ich mich vorwärts. Ich war nahe daran, aufzugeben und auf den Tod zu warten, da wurde ich unsanft gepackt. Etwas zog an mir, scharrte im zusammengepreßten Schnee und stieß dumpfe Laute aus. Sekunden später lag ich im Freien, und meine Finger krampften sich in das Fall des Wolldrachens. Myrta hatte mich gerettet. Die riesige Bestie schnaufte zärtlich. Eine meterlange Zunge fuhr über meine Gesichtsmaske und hinterließ schaumigen Schleim auf den Sichtgläsern. Eine behaarte Pranke rollte mich unter den dampfenden Bauch. Halb kroch ich, halb wurde ich geschoben. Endlich lag ich sicher und geschützt in dem

Bauchsack Myrtas. Nur mein Kopf schaute heraus.
Das Tier brummte zufrieden.
“Zum Lager!” murmelte ich.
Dann verließ mich das Bewußtsein.

*

Zwei Stimmen flüsterten miteinander.
Ich erwachte und erinnerte mich fast im selben Augenblick an meinen “Traum” - und an den durchgehenden Hauptgenerator.
Ich schlug die Augen auf und sah mich um.
Neben mir stand eine ganz in Weiß gekleidete Frau. Sie schaltete gerade ihren Armbandtelekom ab. Dann nickte sie mir lächelnd zu.
“Wie geht es, Sir?”
Mit dem nächsten Blick erfaßte ich meine gesamte Umgebung. Ich lag in einer Krankenkabine, und die Frau neben mir schien eine Ärztin zu sein.
Ich lächelte zurück.
“Ausgezeichnet, Madam.” Meine Augen entdeckten die Beschriftung der Tür, wie sie für jeden Raum in terranischen Schiffen Vorschrift war. Ich las die Buchstaben CT-K und die Nummer 487 und setzte sie in Gedanken in die volle Bezeichnung um.
CREST - Bordklinik - Kabine Nr. 487... !
“Was ist mit dem Hauptgenerator?” fragte ich.
Die Ärztin sah mich erstaunt an.
“Woher soll ich das wissen, Sir? Man erzählte mir nur, Sie hätten ihn wieder in Ordnung gebracht. Mehr weiß ich nicht. Eigentlich sollten Sie...”
Ich winkte ab.
“Ich war bewußtlos, nicht wahr? Wie sollte ich dann wissen, was geschehen ist! Nun, es läßt sich natürlich nicht so leicht erklären, warum ich über mein Eingreifen selbst nichts berichten kann.”
“Das macht nichts, Sir. Wahrscheinlich würde ich nichts davon verstehen.”
Sie hielt inne und errötete leicht.
“Verzeihung, Sir. Ich vergaß, mich vorzustellen. Mein Name ist Elena Jossipowa, Doktor der Medizin und Fachärztin für ‘Externe Neurochirurgie’.”
Zum erstenmal sah ich mir die Ärztin genauer an.
Dr. Jossipowa war mittelgroß und hatte eine ausgesprochen sportliche Figur. Ihr flachsblondes Haar trug sie aufgesteckt und zum großen Teil von einer weißen Kunststoffkappe verborgen. Die helle Haut mit den zahlreichen Sommersprossen, die tiefen Wangengrübchen und die braunen Augen erinnerten mich an jemanden. Ich muß Elena schon irgendwann einmal gesehen haben, wußte aber nicht mehr, wo.
Ich fragte sie danach.
Elena lächelte strahlend, und ihre Wangengrübchen traten stärker hervor.
“Wahrscheinlich haben Sie bei den Ausscheidungskämpfen um die ANDRO-Beta-Meisterschaft in Karate zugesehen, Sir”, sagte sie.
Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.
Natürlich, Elena Jossipowa, Karate-Meisterin des Betanebels! Damals hatte ich mich

gewundert, woher die erstaunliche Kraft in einem normalerweise zarten weiblichen Körper kam.

“Gratuliere, Madam”, erwiderte ich und reichte ihr die Hand. “Aber eines verstehe ich nicht: Wenn Sie Neurochirurgin sind, dann müssen Sie doch wissen, wie ich mit Energie ‚arbeite‘.”

“Natürlich weiß ich das. Sie sind schließlich ein Phänomen, selbst für uns Terraner, die an allerhand Parafähigkeiten gewöhnt sind. Aber diesmal haben Sie irgendwie auf einer anderen Basis gearbeitet. Sir. Sonst wären Sie nicht besinnungslos geworden und hätten nicht hinterher von einem Wolldrachen und Schneestürmen phantasiert.”

“Da haben Sie recht”, mußte ich zugeben.

Ich griff nach dem Illusionskristall unter meinem Schlafanzug. Er hing noch an der Kette um meinen Hals.

“Soll ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen, Madam?”

Elena nickte eifrig.

Doch in der nächsten Sekunde summtete der Türmelder.

Bedauernd zuckte die Ärztin die Schultern.

“Das wird der Herr Großadministrator sein. Aber wenn Sie möchten, höre ich mir Ihre Geschichte sehr gern an. Sie werden in etwa einer Stunde entlassen werden. Falls Sie heute nach 13 Uhr Zeit haben, könnten wir uns in der Ärztemesse treffen.”

“Einverstanden, Elena”, sagte ich und erntete ein Lächeln, das ich leider mißverstand. Doch das sollte ich erst viele Tage später erfahren...

Dr. Jossipowa setzte eine dienstliche Miene auf und betätigte den Türöffner.

Eine hagere Gestalt, fast so groß wie ich, trat ein. Der Großadministrator des terranischen Sternenimperiums trug eine leichte Bordkombi. Nur das abstrakte Symbol am linken Ärmelansatz kennzeichnete seinen hohen Rang.

Mit ausgestreckter Hand eilte er an mein Bett.

“Ich freue mich, Sie wieder bei Bewußtsein zu sehen, Lun!” rief er mit einem Temperament, das an dem sonst so ernsten, humorlosen Mann überraschen mußte.

“Danke, Sir!” entgegnete ich und ergriff die dargebotene Hand. “Mir geht es ausgezeichnet, Sir!”

Rhodan ließ sich in die Sitzschale sinken, die Elena von einem kleinen Schreibtisch aus vor mein Bett gesteuert hatte.

“Sie haben die CREST II gerettet, Lun. Wissen Sie auch, daß die Katastrophe nur fünfzehn Minuten später eingetreten wäre?! Zwei Drittel der Besatzung befanden sich bereits in den Beibooten, als sich die Tätigkeit des Hauptgenerators endlich wieder normalisierte.”

Ich merkte, daß ich errötete. Mir war es stets peinlich, wenn mich jemand so lobte wie er eben.

“Wahrscheinlich lag der Fehler am Robotschaltsektor, Sir.”

“Sie wissen es nicht?” fragte Rhodan verblüfft.

Ich schüttelte den Kopf.

“Tut mir leid, Sir. Wie Sie vermutlich erfahren haben, benutzte ich einen Illusionskristall zum Aufspüren des Fehlers. Ich arbeitete also in einer imaginären Traumwelt und kann mich auch nur an diese erinnern. Aber ich dachte mir vorher schon, daß der Fehler nur am Schaltsektor liegen könnte. Wenn ein Energieapparat

durchgeht, so liegt das fast immer an fehlender Steuerung des Fusionsvorganges.”

“Ihre Kalkulation stimmt.” Perry Rhodan sah mich nachdenklich an. Dann lächelte er wieder. “Ein komplettes Schaltsegment war ausgefallen, durch einen Kurzschluß zusammengeschmolzen. Dabei hatte die Hitze die Reparaturautomatik zerstört, so daß der Fehler nur von außen hätte behoben werden können. Das allerdings wäre eine Arbeit von mindestens zwölf Stunden Dauer gewesen; und so viel Zeit hatten wir nicht. Man konnte bisher noch nicht genau feststellen, wie Sie den Fehler beseitigten, aber Hefrich vermutet, Sie hätten die fehlgeleitete Energie derart in feste Materie - wahrscheinlich hochwertiges Leitermetall verwandelt, daß das ausgefallene Schaltsegment überbrückt wurde.”

Ich mußte unwillkürlich an meinen Kampf gegen den illusionären Schneesturm denken. Wenn das stimmte, was der Leitende Ingenieur vermutete, dann wunderte es mich nicht mehr, daß der Kampf gegen die Naturgewalten jener Traumwelt meine psychische und physische Energie fast aufgezehrt hatte. Glücklicherweise ersetzte mein Metabolismus die verbrauchte Energie schneller als bei jedem Terraner. Das legte den Schluß nahe, daß ich am Rande des Todes geschwebt hatte. Immerhin waren zwischen meinem Eingreifen und meinem Erwachen acht Stunden vergangen, wie ich an dem Zeitschreiber über der Schaltkonsole sah.

“Wir alle sind Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, Lun”, fuhr Rhodan fort. “Kann ich Ihnen irgendeinen Gefallen tun? Wenn ja, sagen Sie es mir.”

Ich lächelte still in mich hinein.

“Ja, Sir!” erwiderte ich leise. “Sobald wir auf Gleam gelandet sind, benötige ich eine Space-Jet mit normaler Besatzung. Es wäre nützlich, wenn ein Mitglied der Besatzung gründliche Kenntnisse der menschlichen Psyche besäße...”

Rhodan wölbte die Brauen.

“Ich möchte nach Greenish-7 fliegen, Sir”, fügte ich hinzu. “Sie sind sicher informiert über das Erlebnis, das Captain Eyseman auf der Eiswelt hatte.”

Der Großadministrator erhob sich.

“Ich verstehe. Das Geheimnis von Maa Duun interessiert Sie natürlich. Selbstverständlich erfülle ich Ihnen den Wunsch, Lun. Wenden Sie sich bitte an Captain Eyseman. Er soll Sie bei der Auswahl der Besatzung beraten. Und was die psychologischen Kenntnisse angeht... hm... !”

Er rieb sich das Kinn. Offenbar gab es auf der CREST II keinen ausgebildeten Astronauten, der gleichzeitig Psychologe war.

“Darf ich etwas sagen, Sir?” warf Elena Jossipowa plötzlich ein.

Rhodan und ich wandten uns um. Wir hatten die Anwesenheit der Neurologin völlig vergessen gehabt. Ich wußte bereits, was Elena sagen wollte, noch bevor sie damit angefangen hatte.

“Bitte, reden Sie ruhig!” antwortete Rhodan.

“Sir, ich bin zwar Fachärztin für Externe Neurochirurgie, aber mein Vater war Handelsschiffer. Die ganze Familie lebte auf seinem Schiff, und sobald wir Kinder das entsprechende Alter erreicht hatten, mußten wir uns nützlich machen. Ich interessierte mich besonders für die Maschinenanlage. So steckte mich mein Vater als Hilfskraft in den Maschinenleitstand. Ich eignete mir im Laufe der Jahre alles an, was man über Raumschiffsantriebe wissen muß. Später, während meiner Semesterferien, erwarb ich

das Patent für einen Leitenden Ingenieur auf Raumschiffen bis zur WHAL-Klasse. Vielleicht könnte ich an Mr. Luns Expedition als Maschineningenieur und Neurologin teilnehmen, Sir?"

Der Großadministrator überlegte eine Weile. Schließlich war ihr Wunsch sehr ungewöhnlich. Ihr Patent galt nicht für Raumschiffe der Flotte; dort wurden oft Aggregate verwandt, die aus militärischen Gründen nicht für den Zivilsektor freigegeben waren.

Doch anscheinend kam Rhodan zu dem Schluß, daß die Maschineningenieure mit dem richtigen Patent allesamt nicht die medizinisch-psychologischen Kenntnisse besaßen wie Dr. Jossipowa.

"Einverstanden, Madam", sagte er. "Machen Sie sich aber vorher kurz mit den Triebwerksanlagen einer Space-Jet vertraut."

Danach verabschiedete er sich von uns.

Elena und ich sahen uns an.

Ich hatte das erste Mitglied meiner Expedition gefunden. Das zweite würde Finch Eyseman sein, und bald, bald würden wir auf dem Planeten meiner Vorväter landen...

*

Kurz nach acht Uhr morgens wurde ich aus der Bordklinik entlassen. Das war wenige Minuten vor dem Augenblick, in dem die CREST II vom Linearraum wieder in das vierdimensionale Einstein-Kontinuum überwechselte.

Ich erlebte diesen Augenblick in der Kommandozentrale des Superschlachtschiffes mit.

Von einem Augenblick zum anderen verschwanden die unergründliche Finsternis, die zartrosa, grünen und hellblauen Schleier des rätselvollen Zwischenraumes aus den Bildschirmen der Panoramagalerie - und plötzlich strahlten Milliarden bunter Sonnen auf samtschwarzem Hintergrund: der Betanebel!

Ich sog das Bild in mich hinein wie ein Verdurstender das klare Quellwasser. Dann wandte ich mich nach den Steuerbordschirmen um. Eine gigantische Nebelspirale verdeckte den Blick in die Unendlichkeit. Etwa hundertfünfzig Milliarden Sonnen kreisten dort um den Mittelpunkt der Andromeda-Galaxis.

Hundertfünfzigtausend Lichtjahre trennten uns von ihnen - und von jenen Mächtigen, die mein ehemals großes Volk ausgelöscht hatten. Eines Tages würde ich dort sein; dann holte die Menschheit zum letzten Schlag aus. Hoffentlich brauchte ich nicht mehr allzu lange auf diesen Tag zu warten!

Eine schwere Hand legte sich auf meine Schulter. Ich wandte mich um und blickte in die verträumt wirkenden braunen Augen Captain Eysemans.

Im nächsten Moment zog Eyseman seine Hand hastig zurück und errötete. Es war ihm offensichtlich peinlich, daß er sich zu einer so vertraulichen Geste hatte hinreißen lassen.

"Verzeihung, Sir!" flüsterte der Offizier verlegen. "Ich... ich wollte Sie nur fragen, wie man sich so fühlt, wenn man wieder zwischen den Sternen ist und nicht mehr im Irgendwo."

Ich lächelte.

“Sie brauchen mich nicht um Verzeihung zu bitten, Captain. - Wie ‚man‘ sich fühlt, möchten Sie wissen? Nun, ich empfinde bei diesem Anblick anders als Sie. Es ist schön, wieder zu Hause zu sein, Eyseman!”

“Zu Hause, Sir... ?” fragte der Captain verblüfft. “Ach so! Ich verstehe. Aber Modul liegt doch außerhalb von ANDRO-Beta.”

“Modul schon, Eyseman, aber nicht Seven... !”

Finch Eysemans Augen nahmen wieder den verträumten Ausdruck an.

“Ja, natürlich, Sir”, murmelte er. “Ihre Vorfahren lebten ja auf dem siebenten Planeten der Sonne Greenish, auf der Welt der Illusionskristalle...”

Ich fand, die Gelegenheit sei passend, um dem Captain mein Angebot zu unterbreiten. Außerdem war ich zu diesem Zweck in die Zentrale gekommen.

“Hören Sie, Captain”, sagte ich, “hätten Sie Lust, noch einmal nach Seven zu fliegen?” Eyseman zuckte zusammen.

“Nach Seven... ?”

“Zu den Illusionskristallen - und zur Stadt Maa Duun!” bestätigte ich.

In Finchs Augen glomm die Abenteuerlust auf. In dieser Beziehung unterschied er sich nicht von den meisten Terranern.

“Außerordentlich gern, Sir!” stieß er atemlos hervor. Doch dann schüttelte er betrübt den Kopf. “Ich fürchte nur, wir werden keine Zeit dazu haben. Sobald die CREST II notdürftig repariert ist, fliegen wir zum Schrotschußtransmitter.” Er neigte sich vor, so daß sein Mund dicht an meinem Ohr war. “Wie ich vertraulich erfahren konnte, wird die CREST II nach der völligen Wiederherstellung als Flaggschiff Staatsmarschall Bulls in Dienst gestellt. Wahrscheinlich erhalten wir ein neues Schiff. Sie sehen also, daß die Aussichten für einen Flug nach Seven sehr schlecht stehen.”

Er machte ein so trauriges Gesicht, daß ich unwillkürlich lachen mußte, worauf er mich völlig verständnislos ansah. Ich beschloß, ihn nicht noch länger auf die Folter zu spannen.

“Der Großadministrator gab mir die Erlaubnis, mit einer Space-Jet nach Greenish-7 zu fliegen und Sie als Piloten mitzunehmen. Ich wollte mich nur erst vergewissern, ob Sie an diesem Flug überhaupt interessiert sind, deshalb informiere ich Sie erst jetzt, Finch. Und ich frage Sie auch noch einmal: Wollen Sie mich nach Seven begleiten?”

Finchs Augen leuchteten. Freudig erregt streckte er mir die Hand entgegen, und ich schlug ein.

“Vielen Dank, Finch”, sagte ich erleichtert. “Kommen wir also zu den organisatorischen Fragen. Können Sie mir zwei weitere Besatzungsmitglieder vorschlagen? Wir brauchen noch einen Orter und Feuerleitoffizier und einen Navigator und Funker.”

“Und einen Maschineningenieur!” setzte Finch Eyseman hinzu.

“Den haben wir bereits”, erwiderte ich lächelnd. “Wir müssen nämlich unbedingt jemanden an Bord haben, der Spezialist für psychische Reaktionen und Auslöser ist. Andererseits kann ich nicht mehr als die normale Besatzung gebrauchen. Durch Zufall lernte ich die Neurologin Dr. Elena Jossipowa kennen. Dr. Jossipowa war Leitender Ingenieur auf dem Frachtschiff ihres Vaters, bevor sie studierte. Sie wird uns als Maschineningenieur begleiten.”

Finch blickte mich erstaunt an. Der Captain dachte wahrscheinlich, Elena wäre meine

heimliche Freundin und mit aus diesem Grund in die Mannschaft der Space-Jet aufgenommen worden.

“Dr. Jossipowa behandelte mich, nachdem ich während meines Einsatzes im Maschinenleitstand das Bewußtsein verloren hatte”, erklärte ich beiläufig und registrierte erheitert, daß Finch Eyseman bis über die Ohren errötete. Da ich Finchs Mentalität kannte und wußte, welche Reaktionen von seiner Seite jetzt kommen würden, fügte ich rasch hinzu: “Nein, entschuldigen Sie sich bitte nicht, Captain! Ganz abgesehen davon, daß ich mich nicht schämen würde, wenn es so wäre - es ist nur natürlich für einen Mann, daß er im ersten Augenblick an sexuelle Beziehungen denkt.”

Finch errötete noch stärker, was ich mir aber diesmal nicht erklären konnte. Ich hatte doch nichts gesagt, was ihm Anlaß zur geringsten Verlegenheit gegeben hätte.

Um ihn abzulenken, brachte ich die Sprache wieder auf die noch fehlenden Besatzungsmitglieder. Der Captain schaltete sofort um und war begeistert bei der Sache.

“Ich wüßte schon, wen ich vorschlagen möchte, Sir...”, antwortete er zögernd.

Wieder einmal mußte ich über seine übergroße Bescheidenheit lächeln.

“Dann reden Sie schon, Finch! Schließlich habe ich Sie danach gefragt!”

“Jawohl, Sir! Da wäre einmal Leutnant Samson Caluga. Er hat sich nach der Grundausbildung als Funker und Navigator spezialisiert. Samson ist dreißig Jahre alt, ein gutmütiger Riese aus der heißesten Gegend Terras, verläßlich wie kaum ein anderer und sehr tapfer.”

Finch Eyseman räusperte sich und sah mich fragend an, als erwarte er meine Entscheidung. Als ich nichts sagte, fuhr er fort: “Als Feuerleitoffizier und Orter kann ich Leutnant Michael Vorbeck empfehlen, Sir. Mischa, wie er von seinen Kameraden genannt wird, ist trotz seiner achtundzwanzig Jahre schon sehr ausgeglichen. Er geht an jede Aufgabe mit vollem Einsatz heran. Ein Draufgänger wie Caluga ist er zwar nicht, aber er handelt bei Gefahr sehr umsichtig und denkt immer weiter voraus als der Gegner. Bevor wir Sie aus Modul herausholten, hat Mischa sich bei drei harten Einsätzen so bewährt, daß ihn der Großadministrator vom Sergeanten zum Leutnant beförderte und ihm den ‚Silbernen Kometen‘ verlieh.”

“Ausgezeichnet, Captain”, sagte ich.

Sofort wurde Eyseman wieder verlegen.

“Sie... Sie meinen also, man... man könnte...”

“Informieren Sie die beiden Männer”, unterbrach ich das Gestammel. “Teilen Sie ihnen mit, daß ich sie - und Sie selbst natürlich auch - gleich nach der Landung auf Gleam in meiner Kabine erwarte.”

Finch Eyseman stand stramm.

Ich übersah seine krampfhaften Bemühungen, die militärischen Umgangsformen peinlich genau einzuhalten, und klopfte ihm auf die Schulter.

Danach ging ich zum Kartentisch, um von dort aus das Landemanöver der CREST II zu verfolgen.

Im Frontschirm leuchteten bereits die drei Sonnen des Tri-Systems.

Die Offiziere in der Kommandozentrale riefen sich Scherzworte zu. Sie freuten sich, daß sie endlich wieder in die Sicherheit des Drei-Sonnen-Systems zurückkehren

konnten.

Mich aber zog es bereits wieder fort.

Maa Duun wartete... !

2.

TAGEBUCH BAAR LUN: Power Center (Gleam), den 20. Juli 2403 Erdzeit: Der erste Probeflug mit der Besatzung meines Expeditionsschiffes liegt hinter mir. Alle haben sich als beherzte Raumfahrer und versierte Könnner erwiesen.

Finch Eyseman steuert die SJC-101 so traumhaft sicher, als hätte er sein Leben lang nur Space-Jets geflogen. Wäre ich nicht über die verborgenen Fähigkeiten des Astronauten informiert gewesen, ich hätte diesem so verträumt dreinblickenden jungen Mann nicht einmal halb soviel zugetraut.

Das genaue Gegenteil von Finch ist unser Funker und Navigator Samson Caluga. Der schwarzhäutige Riese von dem irdischen Kontinent, den man Afrika nennt, gibt sich in jeder Lage so ungezwungen und benutzt seinen Mund so unentwegt, daß man ihn für einen frechen Schwätzer halten könnte. Dazu raucht er ununterbrochen. Ich habe ihn während des Probefluges niemals ohne brennende Zigarette gesehen. Mit Finch hat er nur die hervorragende Ausbildung und die Schnelligkeit des Denkens und Handelns gemeinsam.

Wieder ganz anders ist Michael Vorbeck. Der dunkelblonde, stämmige und große Mann hat nichts von Eysemans Verträumtheit und auch nichts von Samsons Schwatzhaftigkeit. Er ist trotz seiner achtundzwanzig Jahre mit vollem Ernst bei der Sache, entwickelt einen unermüdlichen Fleiß und eine Genauigkeit, die man fast Pedanterie nennen kann. Finch erzählte mir, daß die Menschen im deutschen Sprachraum Terras fast alle so wären. Aber sicher hat er übertrieben.

Elena Jossipowa hat uns alle, ehrlich gesagt, überrascht. Die Neurologin verwandelte sich von dem Augenblick an, in dem sie an Bord der SJC-101 kam, aus einer mit Fachausdrücken der Medizin "dozierenden" Ärztin in eine mit allen Wassern gewaschene Raumfahrerin, die den Jargon besser beherrschte als ihre männlichen Kollegen. Samson versuchte anfänglich, ihr mit Fangfragen eine Falle zu stellen. Zuerst war ich empört, aber dann flüsterte Mischa mir zu, daß sei bei den terranischen Raumfahrern gegenüber vermeintlichen Neulingen so üblich. Dann bewies Elena, daß sie keinerlei moralische Unterstützung benötigte. Sie drängte den schwarzhaarigen Riesen sehr bald in die Defensive, so daß Samson froh war, als wir endlich starteten.

Diese Verschiedenheit der Charaktere und der Temperamente stimmte mich zu Anfang skeptisch. Doch während des Probefluges mußte ich einsehen, daß bei den Terranern selbst die ausgeprägtesten Individualisten zu einer geistigen Einheit verschmelzen können. Ich beginne - und nicht erst seit heute - zu begreifen, daß darin teilweise der Grund für die erstaunlichen Erfolge der Menschheit liegen kann. So ähnlich müssen meine frühesten Vorfahren gewesen sein; die Überlieferungen jedenfalls erwähnen das.

Doch sei es, wie es sei: Ich bin froh, eine solche Mannschaft bekommen zu haben. Nun

ist mir nicht mehr bange vor der Aufgabe, die ich mir selbst stellte. Mit diesen Leuten werde ich Greenish-7 das Geheimnis Maa Duuns entreißen!

*

Wir sahen vom Kontrollbunker aus zu, wie die CREST II startete.

Der Talkessel am Südpol des Planeten Gleam glich einer Musikhalle mit vorzüglicher Resonanz, und die Triebwerke des Superschlachtschiffes waren die Instrumente, die das Tal mit ihrer urgewaltigen Musik erfüllten.

Man hatte nun doch darauf verzichtet, das Flaggschiff des Großadministrators einigermaßen gründlich instand zu setzen. Lediglich der Steuerroboter des Hauptkraftwerkes war ausgewechselt worden. Die Einschußlöcher hatte man notdürftig verschlossen. Ich vermutete nach der Information Finchs, der Großadministrator wollte schleunigst sein neues Flaggschiff nach ANDRO-Beta holen. Er selbst verriet mir allerdings nichts; sogar Lordadmiral Atlan, der heute morgen mit der IMPERATOR nach ANDRO-Alpha aufbrach, schien nichts Genaueres zu wissen. Wie ich Perry Rhodan einschätzte, hatte diese Heimlichtuerei nur eines zu bedeuten: Das neue Flaggschiff war ein weiteres "Kind" der bei vielen Terranern so beliebten Superlative, vermutlich eine CREST III mit noch gewaltigeren Dimensionen, noch gewaltigeren Vernichtungswaffen und noch stärkeren Schutzschirmen. In dieser Beziehung müssen die Menschen noch ganz gewaltig umdenken...

Als die Druckwellen abebbten und das Triebwerksfeuer der CREST II am dunstigen Himmel zu einem schwach glimmenden Punkt geworden war, wandte ich mich an den diensthabenden Raumhafenleiter und fragte ihn nach unserem Starttermin.

Der Major befragte seine Flugleitpositronik.

"Ihr Start ist für 0.15 Uhr Terrazeit festgesetzt, Sir. Sie müssen sich beeilen. Nur fünf Minuten später landet der neunte Wachverband hier."

Ich blickte auf meinen Armbandchronographen. 0.15 Uhr Terrazeit, das entsprach etwa 11 Uhr Gleamzeit. Wir würden uns beeilen müssen. Aber das war mir nur recht.

"Kommen Sie!" forderte ich meine Mannschaft auf.

Wir fuhren mit dem Antigrav tausend Meter nach oben. Ein Gleitband brachte uns zum Hangar der SJC-101.

"Sie sind nun der Kommandeur, Sir!" klärte mich Finch auf, als ich vor dem Schleusenschott der Space-Jet zögerte. "Sie müssen die Befehle geben."

Ich nickte mechanisch.

"Alles klar?" wandte ich mich an die Gefährten.

"Klar wie braune Soße!" antwortete Samson Caluga launig.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, wie diese Bemerkung gemeint war. Die Terraner besaßen eine sonderbare Art, sich auszudrücken, das mußte man schon sagen.

"Dann nehmen Sie Ihre Plätze ein und überprüfen Sie die Kontrollen!" befahl ich. "In zehn Minuten erwarte ich Ihre Vollzugsmeldungen!"

Das war der Ton, den sie verstanden.

Bereits acht Minuten später kam die letzte Vollzugsmeldung. Ich rief den Kontrollbunker über Telekom an und bat um die Aktivierung der Transportautomatik. Kurz darauf glitt die Space-Jet in ihrem engen Startschacht nach oben. Ohne unser

Zutun wurde sie von Traktorstrahlen aus der Liftöffnung gezogen und hundert Meter weiter auf einer rot eingerahmten Kreisfläche des Raumhafengeländes abgesetzt.

“Achtung!” schallte es aus dem Telekom-Lautsprecher. “Start in fünf Minuten!”

Samson Caluga drehte sich schwerfällig um und grinste mich an. Seine weißen Zähne stachen kraß gegen die schwarze Haut des Gesichtes ab.

“Noch fünf Minuten bis zur Ewigkeit!” bemerkte er sarkastisch.

“Achten Sie auf Ihre Kontrollen, Leutnant!” ermahnte ihn Finch.

Caluga salutierte clownhaft.

“Zu Befehl, Sir!”

Aber er wandte sich gehorsam um und heftete den Blick auf die unzähligen Navigationskontrollen.

Ich mußte unwillkürlich lächeln.

Meinem Wunsch entsprechend hatten Techniker zwei zusätzliche Kontursessel montiert. Auf einem davon saß Elena und kontrollierte die Fernanzeigen des Maschinenleitstandes, auf dem anderen saß ich. Für mich gab es allerdings nichts zu tun; unterwegs jedoch wollte ich Finch ablösen. Seit ich mit den Terranern zusammen war, konnten mich nur wenige Dinge mehr begeistern als das Steuern eines schnellen Raumschiffes.

“Achtung!” meldete sich der Kontrollturm erneut. “Startfreigabe für SJC-101. Start erfolgt in dreißig Sekunden...”

Ich wischte meine schweißnassen Handflächen an der Kombination ab und blickte auf die Bildschirme der Panoramagalerie.

Vor den Baustellen am Rand des Talkessels waren die Energieschirme aktiviert worden. Sie schimmerten gleich fluoreszierenden Staubschleiern im grellen Tageslicht. Diese Vorsorge galt aber bestimmt nicht dem Start einer winzigen Space-Jet. Wahrscheinlich sollte sie die zu erwartenden Druckwellen und Hitzestürme der Schiffe des neunten Wachverbandes von den im Bau befindlichen Werft- und Depoteinrichtungen abhalten. Der Stützpunkt Power Center war ja nichts anderes als ein gigantisches Nachschub- und Reparaturlager.

“... drei... zwei... eins... Null!”

Der Telekom-Bildschirm erlosch.

Finch Eyseman hieb den Triebwerksschalthebel bis zum Anschlag vor. Daß diese Terraner immer mit so irrsinnigen Werten starten und landen mußten...

Die Space-Jet hob senkrecht ab. In tausend Metern Höhe schaltete Finch auf Horizontalflug um. Gleichzeitig aktivierte er vorschriftsmäßig den Fernlenkautomaten. Von nun an wurde unser Boot vom Kontrollturm aus durch einen genau berechneten Startkanal gesteuert. Ein positronisches Gehirn sorgte für absolute Flugsicherheit.

Nur zwei Minuten später stellte die diskusförmige Space-Jet sich steil auf und schoß mit Vollschieb durch die Dunstglocke, die uns noch vom freien Weltraum trennte.

Im Vorbeihuschen nahm ich zwölf Schwere Kreuzer der TERRA-Klasse wahr, die auf den gleißenden Lanzen ihrer Triebwerke dem Planeten entgegenritten.

Der neunte Wachverband!

“Übernahme auf Manuellschaltung!” meldete Eyseman wortkarg.

Er fuhr mit flinken Fingern über seine Schalttastatur. Das Geräusch des Kraftwerks

wurde stärker. Mit leiser Stimme flüsterte Samson dem Piloten die Navigationswerte zu. Mischa schaltete den kleinen Hyperkomsender ein, der den dreitausend Einheiten der Wachflotte den Identifikationskode übermittelte. Elena beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit die Kontrollen der Triebwerke.

Dann kam der Augenblick, in dem Finch den Korpuskularantrieb desaktivierte und den Linearflugkonverter einschaltete.

Die vertraute Umgebung der Tri-Sonnen verschwand.

Das nächste sinnvolle Bild würde eine grünlich strahlende Sonne zeigen...

*

Greenish-7... !

Der Planet wirkte aus anderthalb Millionen Kilometern Entfernung wie eine Kugel aus grünlich schimmerndem Eis. Was das Eis betraf, so unterlagen meine Augen tatsächlich keiner optischen Täuschung. Sevens Oberfläche war ein einziges Eismeer, bestehend aus der gefrorenen ehemaligen Sauerstoffatmosphäre und aus dem gefrorenen Wasser seiner ehemaligen Meere. Der grünliche Schimmer jedoch war nichts anderes als das reflektierte Licht der Sonne Greenish.

Ich blickte hinüber zu Finch und sah, daß das Gesicht des Captains sehr bleich geworden war. Kein Wunder: Mit dem Planeten Seven verbanden sich für den jungen Astronauten keine angenehmen Erinnerungen.

“Das erste Mal”, begann Finch leise zu berichten, “sah ich Seven, als die CREST II nach einem günstigen Planeten für eine Nachschubbasis suchte. Der Großadministrator schickte mich mit dem Biologen Wai Ming in einem Zweimann-Zerstörer hinunter. Wai Ming sollte feststellen, ob es auf Seven Mikrobewesen gab, die einem eventuellen Stützpunktpersonal gefährlich werden könnten.”

In die Augen des Captains trat ein undefinierbarer Ausdruck.

“Der Biologe stieg kurz vor mir aus. Dennoch fand ich ihn nicht mehr, als ich ihm hinaus folgte. Seine Fußspuren aber konnte ich in dem körnigen Eisstaub der Oberfläche gut erkennen. Ich ging ihnen nach und stieß auf einen Hügel aus übereinandergetürmten Eisblöcken. Dort brachen die Spuren ab. Obwohl es absurd schien, konnte Wai Ming eigentlich nur auf den Hügel hinaufgeklettert sein. In dem milchigen Eis hätten selbst Schuhe mit Stahlnägeln keine Kratzer hinterlassen. Und wir beide trugen Stiefel mit rutschfesten Profilsohlen aus Plastik.

Da ich aber den Biologen auch auf dem Hügel nicht fand, wollte ich zum Zerstörer zurückkehren, wie es die Dienstvorschrift für einen solchen Fall vorschreibt. Aber der Eisblock, auf dem ich stand, kippte. Ich stürzte in eine ziemlich enge Spalte.

Als ich wieder zu mir kam, entdeckte ich den ersten Illusionskristall.”

Finch schüttelte sich.

“Im nächsten Augenblick befand sich mein Geist bereits in einer imaginären Traumwelt.

Ich stand auf einer winzigen Insel, mitten im brodelnden Sumpf. Nur ein schmaler Baumstamm führte von meiner Insel zum Anfang eines schmalen Pfades, der vielleicht irgendwo an festem Land enden würde. Ich ging über den Stamm und erreichte nach

einigen Stunden Fußmarsch tatsächlich festes Land. Danach hatte ich noch einige kuriose und grausige Erlebnisse. Aber das Unheimlichste an der ganzen Sache war, daß mich der Traum zwang, eine bestimmte Richtung einzuschlagen - und ich schließlich an den Ort kam, an dem Wai Ming lag. Der Raumanzug des Biologen war bei einem Sturz gerissen, und normalerweise hätte Wai tot sein müssen. Erst an Bord der CREST II, nachdem Perry Rhodan uns aus unserer mißlichen Lage befreit hatte, stellten die Ärzte fest, daß sich Wai Ming in einer Tiefschlafstarre befand. Das hatte ihm das Leben gerettet, und soviel wir hinterher rekonstruieren konnten, war der Tiefschlaf von dem Illusionskristall des Biologen innerhalb kürzester Zeit hervorgerufen worden - durch eine Art Hypnose."

Samson Caluga zündete sich die nächste Zigarette an und tat einen tiefen Zug.

"Wie tröstlich für uns", spöttelte er, "zu wissen, daß uns auf Seven überhaupt nichts zustoßen kann. Die Illu-Kristalle scheinen so eine Art Schutzengel zu sein, wie?"

"So etwas Ähnliches", bestätigte ich ernsthaft. "Jedenfalls steht es fest, daß sie das menschliche Unterbewußtsein zu Träumen anregen, die entweder physische oder psychische Gefahren ausschalten."

"Und wie entkommt man dem betreffenden Traum?" fragte Elena wißbegierig. "Kann es nicht sein, daß jemand aus seiner imaginären Traumwelt nicht mehr hinausfindet?"

"Theoretisch wäre das möglich", gab ich zu. "Aber praktisch ist so etwas noch nicht eingetreten. Es genügt zum Beispiel, daß jemand, der sich im Banne eines Kristalls befindet, sich während des Traumes der Unwirklichkeit der Umgebung bewußt wird. In diesem Fall erlischt der Traum augenblicklich."

"So ist es, Sir!" rief Eyseman erregt. "Genauso erging es mir beim ersten Besuch auf Seven!"

"Und beim zweiten Besuch?" fragte Mischa.

"Da sorgte der Traum selbst dafür, daß ich aus ihm erwachte. Ein gewisser Soor vom Lun-Klan führte mich zum ‚Tempel des Gedächtnisses‘ und ließ mich durch eine Art Transmitterring treten. Im nächsten Augenblick befand ich mich wieder auf Modul."

"Auf Modul?" fragte Mischa verwirrt. "Ich denke, Sie befanden sich auf Seven, Sir?"

Der Captain nickte. Ein versonnenes Lächeln umspielte seine Lippen.

"Ja und nein, Vorbeck. Zusammen mit meinen Kameraden geriet ich auf Modul in eine Transmitterfalle, die uns nach Seven beförderte. Dort fand ich mich allein wieder. Kurz nach mir traf der Mausbiber Gucky ein. Er hatte auf Modul nach uns gesucht und war ebenfalls in die Falle geraten. Wir beschlossen, den Transmitter auf Seven, der das Empfangsfeld erzeugt hatte, mit Hilfe von Illu-Kristallen zu suchen.

Mein Kristall ließ mich eine imaginäre Stadt finden, die ehemalige Hauptsiedlung des Lun-Klans auf Seven. Und Soor führte mich - im Traum, wohlgemerkt - zu dem Transmitter, der mich nach Modul zurücktransportierte. In Wirklichkeit bin ich natürlich in irgendwelchen Fels- und Eisspalten herumgekrochen und von dem Illu-Kristall zu dem Transmitter geführt worden."

Samson kratzte sich mit seiner Hand nachdenklich am Hinterkopf.

"Und Sie meinen, Sir", wandte er sich an mich, "daß wir diese Stadt Maa Duun, die doch nur im Traum oder in einer Halluzination erschienen war, daß wir diese Stadt auf Seven finden könnten?"

Ich hörte den Zweifel aus seiner Stimme heraus.

“Das will ich herausfinden, Caluga. Ich weiß, daß die Illusionskristalle weder lebende Wesen noch künstliche Gedächtnisspeicher sind. Wenn sie also ein realistisches Bild der Stadt Maa Duun vermitteln können, dann müssen sie ihre Informationsimpulse von etwas anderem beziehen. Dieses andere möchte ich finden, was immer es auch sei!”

Elena wandte mir ihr bleiches Gesicht zu. Die Neurologin lächelte verkrampft. Sie schien besser zu verstehen als die anderen Besatzungsmitglieder, wie groß das “Wunder” war, das uns auf dem siebenten Planeten der Sonne Greenish erwartete.

“Hoffentlich ist uns ‚das andere‘ ebenso freundlich gesinnt, wie die Illusionskristalle es sind!” sagte sie bebend.

Ich zuckte die Schultern.

Diese Frage würde erst beantwortet werden können, wenn wir das Geheimnis von Greenish-7 gefunden hatten.

“Achtung!” sprach Finch sachlich. “Beginnen Sie bitte mit der Landeellipse!”

Ich griff nach der Manuellsteuerung.

Der Planet Seven flog scheinbar mit großer Geschwindigkeit auf die Space-Jet zu. Dann rutschte er seitlich weg, während die ionisierte Atmosphäre in den Schutzschirmen grell aufleuchtete.

Grünlich schimmerndes Eis kam auf uns zu...

Ich fühlte mich seltsam leicht, als ich die Oberfläche von Seven betrat. Der eisbedeckte Planet hatte eine Schwerkraft von nur 0,7 Gravos.

Ein leichter Wind trieb nebelartige Eiskristallfahnen dicht über den glasig aussehenden Boden, kräuselte die Oberfläche eines flachen Ammoniaksees und fing sich heulend in den übereinander getürmten Blöcken milchigen Eises.

Die Temperatur betrug minus vierundachtzig Grad Celsius. Doch das machte uns nichts aus. Wir trugen selbstverständlich unsere Raumanzüge, denn die Atmosphäre Sevens wäre für unsere Lungen Gift gewesen; sie bestand zum größten Teil aus Wasserstoff und Methan, enthielt aber auch Spuren von Fluor, Helium, Argon und Stickstoff.

Ehemals war der siebente Planet der Sonne Greenish eine warme, fruchtbare Sauerstoffwelt gewesen. Die Meister der Insel hatten die Schmelzpunkte von Sauerstoff und Kohlendioxyd mit Hilfe eines speziellen Katalysators so weit herabgesetzt, daß sie zusammen mit dem Wasser zu Eis gefroren waren, als die ebenfalls manipulierte Sonne ihre Wärmeausstrahlung verringerte und es kalt wurde auf Seven. Die Schaffung einer nur sauerstoffatmenden Lebewesen giftigen Atmosphäre hatte das Vernichtungswerk vollendet. Seven war für alle Zeiten unbrauchbar geworden. Keiner der auf Modul Verbannten hatte bisher nach dieser Welt zurückkehren können.

Und das alles hatten die Herren Andromedas getan, weil sie die auf Seven vorkommenden faustgroßen Kristalle fürchteten, die Illusionskristalle... !

“Woran denken Sie, Sir?” fragte eine weibliche Stimme aus dem Lautsprecher meines Helmtelkoms.

“Daran, warum die Meister der Insel so große Furcht vor den Illusionskristallen empfanden”, entgegnete ich leise. “Bei allem Haß auf diese grausamen Wesen muß ich doch ihre übermenschliche Intelligenz anerkennen. Sie würden einen Planeten nicht derartig Verwüsten, wenn ihre Furcht nicht durch Tatsachen begründet wäre.”

“Ich glaube, da irren Sie sich, Sir”, fiel eine andere Stimme ein. Es war die von Michael Vorbeck. “Die Mdl leiden unter einem überspitzten Sicherheitsbedürfnis, das bereits an Hysterie grenzt. Sie haben Seven einfach deshalb unbewohnbar gemacht, weil sie auch das geringste Risiko ausschalten wollten. Ich denke, um die Kristalle werden sie sich danach überhaupt nicht mehr gekümmert haben.”

Ich antwortete nicht darauf. Vielleicht hatte Mischa recht. Dann war das Verbrechen der Herren Andromedas noch weitaus stärker zu verurteilen.

Nachdem ich meinen Helmtelkom auf größere Reichweite eingestellt hatte, rief ich Samson Caluga. Der Navigator war in der Space-Jet geblieben, um uns von dort aus Rückendeckung zu geben.

“Wir gehen jetzt zu der Stelle, die uns Captain Eyseman bezeichnete”, sagte ich. “Verlassen Sie auf keinen Fall das Schiff, Leutnant Caluga!”

“Zu Befehl, Sir!” erwiderte Samson mürrisch. Er schien ungehalten darüber zu sein, daß er im Schiff bleiben mußte, während die anderen hinausgehen durften in die unheimliche Welt der Illusionskristalle.

Ich lächelte ein wenig ironisch.

Wahrscheinlich würde unsere Arbeit auf Seven mehr langwierig als unheimlich sein. Damals ahnte ich noch nicht, wie sehr ich mich damit irrte.

Finch, Elena und Mischa waren unterdessen fast zwanzig Meter weit vorausgegangen. Ich beeilte mich, ihnen zu folgen. Der Wind behinderte mich kaum. Die Glätte des Eises wurde durch die griffigen Plastiksohlen meiner Stiefel unwirksam gemacht. Nur vor den Pfützen flüssigen Ammoniaks nahm ich mich in acht.

Finch eilte auf einen schmalen Durchlaß in einer Mauer von Eisblöcken zu. Elena hielt sich dicht hinter ihm, und Mischa wiederum hatte sich an Elenas Fersen geheftet. Der Leutnant glaubte anscheinend, er müsse die Frau vor unbekannten Gefahren beschützen.

Der Wind nahm etwas an Heftigkeit zu, noch bevor ich den Durchlaß erreicht hatte. Er winselte stoßweise im Empfänger des Außenmikrophons. Die amorphe Masse dahintreibender Eiskristalle reichte mir bereits bis zu den Knien. Hoffentlich stieg sie nicht noch höher. Das würde das Vorwärtstkommen erheblich erschweren.

Vor mir bewegten sich die breiten Schultern Leutnant Vorbecks. Der junge Mann stapfte unbeirrt vorwärts. Die gegen den Helm prasselnden Eiskristalle schienen ihn nicht im geringsten zu stören.

Nach etwa fünfzig Metern versperrte uns eine Schneewehe den Weg. Sie reichte Finch Eyseman bis zur Brust und widerstand allen Versuchen, auf ihr zu gehen.

Finch blickte zu den Eiswänden empor, die links und rechts aufragten.

“Zu steil!” bemerkte er trocken.

Ehe ich es verhindern konnte, hatte er seinen Impulsstrahler gezogen und mit minimaler Energie geschossen. Die Schneewehe löste sich in Dampf auf.

Im letzten Augenblick unterdrückte ich meine Regung, den Captain wegen seines vorschnellen Handelns zu tadeln. Was hätte ich als Grund dafür angeben sollen? Etwa, daß die Energieentladung seiner Waffe geortet werden konnte?

Auf Seven gab es niemanden, der etwas orten konnte - außer Leutnant Caluga in der SJC-101...

3.

“Hier muß es gewesen sein!” rief Captain Eyseman.

Er stand auf einer bucklig gewölbten Ebene und deutete auf den Turm übereinander liegender Eisquader, der gleich einem Monument in den graugrünen Abendhimmel stach.

“Hier materialisierten Gucky und ich, nachdem die Transmitterfalle auf Modul uns nach Seven versetzt hatte. Irgendwo in der Nähe, vermutlich unter dem Eis, muß der Gegentransmitter stehen.”

Ich sagte nichts darauf. Die Erregung schnürte mir die Kehle zu. Meine Muskelarterien und -venen jagten das Blut rasend schnell durch den Körper. Vor meinen Augen lag ein flimmernder Schleier.

Mühsam riß ich mich zusammen und winkte Michael.

Der Leutnant handelte bereits. Er zog den rechteckigen, flachen Kasten aus der Gürtelhalterung. Langsam drehte er an den Stellknöpfen. Eine grüne Lampe leuchtete über der gelblich schimmernden Anzeigetafel auf.

Der Massetaster war aktiviert.

Ich stand plötzlich neben Mischa, ohne mir bewußt geworden zu sein, daß meine Beine sich bewegt hatten. Den anderen ging es ähnlich. Wir alle blickten wie gebannt auf die kleine Skala.

Der rote Leuchtbalken zitterte kaum merklich. Die behandschuhten Finger Michaels drehten behutsam an den Knöpfen. Minute um Minute verstrich. Ich bemerkte, daß sein Gesicht sich hinter dem transparenten Helm mit einem feinen Netz von Schweißperlen bedeckte.

Niemand sagte etwas.

Allmählich verdunkelte sich der Himmel. Die grüne Sonne versank hinter dem westlichen Horizont. Schatten legten sich über das Eis. Ein heftiger Windstoß fuhr über das Plateau. Nebel krochen aus den Spalten und verdichteten sich.

Ruckartig richtete sich Michael Vorbeck auf.

“Nichts!” sagte er.

Dieses eine Wort ließ unsere Hoffnungen zerbrechen.

Unwillkürlich hob ich das Gerät auf und schüttelte es, als würde es dadurch vielleicht zu einer Anzeige bewegt.

“Es ist nutzlos, Sir!”

Ich blickte auf und sah Michael fragend an. Das Gesicht hinter der Helmwandung war nicht mehr zu erkennen. Nacht lag über diesem Teil Sevens.

Die Stimme des Leutnants klang dumpf, als er hinzufügte: “Der Massetaster zeigt keine Ansammlung von Metall oder Metallplastik an, jedenfalls nicht bis in eine Tiefe von fünfhundert Metern.”

“Vielleicht ist das Gerät defekt?” fragte Elena flüsternd.

Mischa schüttelte den Kopf.

“Die Kontrollampe brennt grün, Miß Jossipowa. Unter uns befindet sich entweder wirklich kein Transmitter - oder er wird von einem Tarnfeld umgeben.”

Ich wandte mich zu Finch um. Der Captain stand mit gespreizten Beinen auf dem matt glitzernden Eis und starrte hinauf in den Sternenhimmel von ANDRO-Beta. Die Sterne schimmerten in eigenartig violetten Farben, offenbar ein Effekt, der von der fremdartigen Atmosphäre Sevens hervorgerufen wurde. Im Osten ragte die gigantische Nebelspirale Andromedas zur Hälfte über den dunstverhüllten Horizont. Die andere Hälfte wurde von dem Planeten verdeckt.

“Vielleicht ist dies nicht der Ort, an dem Sie damals waren?” fragte ich zögernd.

Eyseman zog wortlos eine dünne Folie aus der Brusttasche seines Raumanzuges. Seine Helmlampe leuchtete auf; der Lichtkegel enthüllte die Zeichnung auf der transparenten Folie. Blitzende Pünktchen hoben sich ab, bildeten Konstellationen. Ein schmaler Stift blinkte in Finchs Hand.

“Doch, Sir!” erwiderte er tonlos. “Dies ist genau der richtige Ort. Ich habe damals selbstverständlich eine Himmelsnavigation angefertigt. Am Tage wäre ich jetzt unsicher geworden, aber der Nachthimmel bestätigt mir, daß wir uns an dem gleichen Punkt befinden wie damals Gucky und ich.”

“Darf ich einen Vorschlag äußern?” fragte Michael Vorbeck.

“Bitte!” sagte ich.

Der Leutnant räusperte sich.

“Captain Finchs Auskunft beweist offensichtlich, daß der Transmitter von einem Antiorungsfeld eingehüllt ist. Wäre es angesichts des hohen Wahrscheinlichkeitsgrades dieser Hypothese nicht besser, wir ließen die Space-Jet hierher kommen? Mit ihren Energietastern sollten wir das AO-Feld einwandfrei anmessen und lokalisieren können.”

Ich überlegte.

Wir waren nicht ohne Grund zu Fuß gekommen. Ich wollte vermeiden, daß irgendwelche hypothetischen Überwachungsautomaten des Transmitters unser Raumschiff orteten und vielleicht den Transmitter zerstörten - oder etwas anderes taten, je nachdem, wie sie programmiert worden waren. Diese Gefahr bestand noch immer. Aber andererseits nützte uns die größte Vorsicht wenig, wenn wir dadurch den Transmitter niemals fanden.

Schon hob ich die Hand an den Helm, um den Telekomsender auf größere Reichweite einzustellen und Leutnant Caluga zu rufen. Da besann ich mich wieder anders.

Wir mußten ja überhaupt nicht zum Transmitter. Was wir benötigten, war lediglich die Gewißheit, uns an der richtigen Stelle des Planeten zu befinden, dort, von wo aus Finch Eyseman mit Hilfe eines Illusionskristalls in die Stadt Maa Duun gelangt war.

Und diese Gewißheit hatten wir!

“Nein!” entgegnete ich. “Wir lassen die Space-Jet vorläufig dort, wo sie ist. Der Transmitter interessiert uns nur am Rande. Gleich morgen früh werden wir mit dem ersten Experiment beginnen. Für heute ist Schluß.”

Finch nahm das Paket ab, das er die ganze Zeit über auf dem Rücken getragen hatte. Er legte es auf den Boden und betätigte den Schaltknopf an einer Ecke des Packens. Innerhalb einer Minute hatte sich das kleine Bündel in eine halbkugelige, transparente Hermetikblase verwandelt. “Iglu” sagte die Terraner dazu. Die Wandung des Iglus bestand nur aus hauchdünnem Plastikmaterial und nahm im zusammengefalteten Zustand nicht mehr als einen Raum von fünfundvierzig Kubikzentimetern ein. Der

größte Teil des Pakets bestand aus einem Kombinationsaggregat, das für die statische Aufladung und die Entfaltung des Iglus sorgte und einen kleinen Materieumwandler enthielt, der innerhalb des Iglus eine normale irdische Atmosphäre erzeugte.

Als die Kontrollinstrumente eine atembare Atmosphäre anzeigten, klappten wir die Druckhelme unserer Raumanzüge nach hinten.

Ich warf einen Blick auf den Chronographen an meinem linken Handgelenk.

“Die Nacht auf Seven dauert elfeinhalb Stunden. Ich schlage vor, daß wir nur zehn Stunden davon verschlafen. Einer wird immer Wache halten, entweder hier drinnen oder auch draußen, das ist egal, weil die Wände durchsichtig sind.

Würden Sie die erste Wache übernehmen, Miß Jossipowa?”

Die Neurologin lächelte mir mit einem eigentümlichen Ausdruck ihrer braunen Augen zu. Zum erstenmal, seit ich sie kannte, sah ich sie als Frau und entdeckte ihre Schönheit.

Aber ich unterdrückte die jäh aufwallende Regung in mir und rettete mich in ein lautstarkes Räuspern.

“Nach zwei Stunden wecken Sie mich bitte. Nach mir ist dann Leutnant Vorbeck an der Reihe, danach Captain Eyseman. Die letzten beiden Stunden der Wache übernehme ich wieder.”

Finch protestierte in seiner schüchternen Art.

“Bitte, Sir, lassen Sie mich die letzten vier Stunden übernehmen. Eigentlich brauchen Sie sich gar nicht an der Wache zu beteiligen. Sie sind der Kommandeur!”

“Es bleibt so, wie ich es festgelegt habe”, entgegnete ich wortkarg.

Ich mochte keinem der anderen meine Gründe für die Wacheinteilung darlegen, schon gar nicht den Grund dafür, warum ich zwei Wachen übernommen hatte. Würden die Terraner begreifen, daß ich am liebsten die ganze Nacht über aufgeblieben wäre? Seven war die Heimat meiner Vorfahren. Diese Welt mochte noch so geschändet worden sein von skrupellosen Wesen - ich liebte sie, war gefühlsmäßig so stark mit ihr verbunden, daß ich ihr Äußeres nicht beachtete. So hypersensible Wesen wie ich sahen ohnehin nicht nach Äußerlichkeiten; sie drangen tiefer ein und spürten Ströme auf, von denen wohl kaum ein Terraner etwas ahnte...

Noch lange, nachdem Elena Jossipowa gegangen war, saß ich auf dem geheizten Boden des Iglus und lauschte mit geschlossenen Augen dem klagenden Geheul des Windes, das durch die Außenmikrophone hereindrang in die geschützte, künstlich erzeugte kleine Welt...

*

Ich schreckte jäh aus der Versunkenheit auf, als ich mit meinem Parasinn geheimnisvolle Energieströme ortete.

Leise richtete ich mich auf.

Die Landschaft rings um den Iglu lag unter einem dichten Nebelschleier. Der Wind war eingeschlafen. Kein Laut durchbrach die Stille.

Aber in einem Teil meines mutierten Gehirns spürte ich das sachte Pulsieren energetischer Impulse. Sie kamen regelmäßig, lautlos, geisterhaft... !

Irgendwo in der Nähe lief ein Aggregat.

Ich mußte an den verborgenen Transmitter denken.

Doch im nächsten Augenblick verwarf ich den Gedanken wieder.

Ein Transmitter erzeugte stärkere Impulse. Es mußte etwas anderes sein, das dort draußen in der nebligen, eisigen Nacht arbeitete.

Elena!

Der Gedanke durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Elena war dort draußen! Vielleicht schwebte sie in Lebensgefahr. Vielleicht näherte sich das, was die energetischen Impulse erzeugte, ihrem Standort, und vielleicht war es tödlich für die Frau!

Ich klappte den Helm nach vorn, ergriff meinen Waffengürtel und öffnete die Schleuse. Scheinbar dauerte es unendlich lange, bevor das Außenschott sich vor mir auftat. Ein Blick zurück überzeugte mich davon, daß die Gefährten noch schliefen.

Draußen richtete ich mich auf, schloß die Augen und lauschte.

Schwach nur, aber dennoch ganz deutlich, drangen die fremden Impulse auf meinen Parasektor ein.

Ich zog den Schockblaster und ging in die Richtung davon, aus der die Energieimpulse kamen.

Die unsichtbare Spur führte mich zu dem Turm aus übereinander geschichteten Eisplatten. Langsam legte ich den Kopf in den Nacken. Das, was die Impulse ausstrahlte, mußte sich ganz oben auf der Spitze des Turmes befinden.

Ich überlegte, ob ich Elena über Helmtelkom anrufen sollte, ließ es aber sein, weil ich mir sagte, daß das Fremde dort oben dadurch gewarnt werden könnte. Dieser Entschluß fiel mir nicht leicht. Noch immer hatte ich nichts von der Ärztin gesehen oder gehört. Möglicherweise war sie bereits tot.

Der Gedanke an ihre Lage spornte mich zu schnellem Handeln an. Ich schob den Schockblaster wieder ins Halfter zurück, da er mich beim Klettern nur behindert hätte. Danach griff ich an die Eiskante in Augenhöhe, suchte mit den Füßen nach einem Halt und zog mich hoch.

Ohne die ausgezeichnet haftenden Plastiksohlen meiner Stiefel hätte ich es vermutlich nicht geschafft, denn mir fehlte einfach jegliche Erfahrung im Klettern. Weder in meinem Stützpunkt noch im Innern Moduls, noch auf Rhodans Flaggschiff hatte ich mich darin üben können, und es war auch gar kein Grund vorhanden gewesen, es zu tun.

Immerhin kam mir das harte Training zustatten, dem ich mich an Bord der CRESTII unterworfen hatte, weil ich meinen Körper in Form halten wollte. Der bevorstehende Endkampf mit den Meistern der Insel konnte nur dann erfolgreich bestanden werden, wenn sich zum logisch denkenden Geist eine gute körperliche Kondition gesellte. Und innerhalb von zwei Monaten hatten die Ausbilder des Landekommandos der CREST mir stahlharte Muskeln angezüchtet und den hindernden Speck beseitigt.

Im letzten Drittel der Kletterstrecke bewegte ich mich vorsichtiger. Die Energieausstrahlung war jetzt ganz nahe. Nur noch wenige Meter und...

Ich stockte. Beinahe hätte ich meinen Halt losgelassen und wäre in die Tiefe gestürzt. Fast eine halbe Minute lang hing ich in der senkrechten Wand und rührte mich nicht. Die Erkenntnis, daß ich mich wie ein blutiger Anfänger benommen hatte, schmetterte mich förmlich nieder.

Wo war nur mein Verstand gewesen, als ich die Energieausstrahlung ortete?
Allein schon die Erfahrung hätte mir sagen müssen, daß die Impulse charakteristisch waren für die aktivierten Aggregate eines Raumanzuges terranischer Konstruktion... !
Nachdem ich die moralische Niederlage überwunden hatte, schaltete ich meinen Helmtelkom ein.

Menschliche Laute drangen in mein Bewußtsein.

Ich verstand sie nicht, aber ich hörte einen gewissen Rhythmus heraus, einen schwermütig stimmenden Tonfall, Zärtlichkeit, Wehmut und unterschwellige Sehnsüchte...

Elenas Stimme!

“Aber was ist das für eine Sprache?”

Ich hatte gar nicht gemerkt, daß ich, angesteckt von den mitschwingenden Emotionen, laut dachte. Erst Elenas erschrockener Ausruf brachte es mir zu Bewußtsein.

“Ich bin es, Lun!” rief ich hastig.

Schneller als zuvor überwand ich das letzte Drittel des Weges. Oben streckten sich mir zwei Arme entgegen, halfen mir hinauf auf einen Sockel aus Eis.

Überrascht stellte ich fest, daß man von hier oben den Sternenhimmel ANDRO-Betas sehen konnte - und das riesige Nebelrad Andromedas. Nur unter uns dehnte sich die milchigweiße Dunstschicht.

“Lun... !” flüsterte Elena. “Wie kommen Sie hierher?”

Die Frage war natürlich dumm formuliert. Wie kam man schon hierher auf die Spitze des Eisturmes!

“Oh, Verzeihung, Sir”, murmelte sie. “Ich war respektlos.”

Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß Elena die Anrede gemeint hatte.

“Lassen Sie nur!” wehrte ich ab. “Ich bin kein Offizier, Elena. Nennen Sie mich Baar. Bei euch Terranern ist es üblich, daß sich Freunde beim Vornamen anreden, soviel ich weiß.”

Die Ärztin machte eine impulsive Bewegung, hielt aber dann inne. Ihre erhobenen Arme sanken wiederherab.

“Danke, Baar!” hauchte sie.

Ihre Verlegenheit war mir unangenehm, ohne daß ich hätte sagen können, warum eigentlich. Deshalb lenkte ich ab.

“Ich hörte Sie sprechen, Elena, konnte aber nichts verstehen... ?”

“Oh!” Sie lachte gepreßt. “Das war Russisch, Baar. Eine Sprache, die in meiner Heimat gesprochen wird, obwohl wir natürlich schon in der Grundschule das Interkosmo beigebracht bekommen.”

Ich nickte, denn ich hatte schon davon gehört, daß die Menschen der Erde verschiedene Sprachen besaßen.

“Es gefiel mir, obwohl ich es nicht verstand, Elena. Was war es?”

“Ein Gedicht. Es ist nichts Besonderes, Baar, nur Worte, die mir einfielen, während ich hier oben saß und die fernen Sterne und Andromeda betrachtete.”

“Würden Sie es mir in Interkosmo vortragen?” fragte ich.

Elena schwieg für einige Sekunden. Schon dachte ich, sie würde meine Bitte nicht erfüllen, da begann, sie zu sprechen:

“Wenn ich das silberne Sternenrad Andromedas sehe, denke ich an eine Welt, die fern

ist von hier und doch nah.

Wie sich die grüne Sonne über den Horizont erhebt, so eilen meine Gedanken über den nachtdunklen Abgrund zu dir.

Ich höre das Flüstern des Windes in den Birken, und der muntere Quell erzählt von sternenklaren Nächten.

Wo am Ufer des Flusses die Balalaika lacht und weint, dort werde ich singen von Liebe und Leid und bitteren Tränen.

Doch wenn ich den silbernen Mond der Erde sehe, wenden sich meine Augen zum All, denn dann wirst du, Geliebter, fern von mir sein...”

Elenas Stimme brach mit einem trockenen Schluchzen ab. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. So legte ich den Arm um sie, und obwohl Elena durch zwei Raumanzüge die Wärme meines Körpers nicht spüren konnte, beruhigte sie sich schnell wieder.

“Kommen Sie”, sagte ich, und in meiner Stimme schwang noch die Erregung mit, in die die Verse mich versetzt hatten. “Ihre Wache ist vorbei. Ich bringe Sie zum Iglu zurück.”

Sie gehorchte schweigend, und sie sagte auch kein Wort mehr, während wir den Weg zurückgingen. Ihr Eintritt in die Schleuse des Iglus glich fast einer Flucht.

Ich schüttelte die Beklemmung ab, die meine Kehle zuschnüren wollte und versuchte, an etwas anderes zu denken als an das Gedicht. Aber es wollte mir nicht gelingen. So naiv die Verse waren, so sehr ließen sie die Seele mitschwingen.

In dieser Nacht vermochte ich kein Auge zu schließen.

4.

TAGEBUCH BAAR LUN: Greenish-7, den 22. Juli 2403, Erdzeit: Unsere Bemühungen, einen Illusionskristall ausfindig zu machen, waren auch heute wieder ohne Erfolg. Ebenso wenig gelang es uns, den verborgenen Transmitter zu orten.

Seltsamerweise glückte es uns trotz der beiden mitgebrachten Illusionskristalle nicht, ein Traumbild der Stadt Maa Duun zu erzeugen. Dabei funktionieren die Kristalle ansonsten in der gewohnten Weise. Blicke man sie konzentriert an, so versetzen sie einen in alle möglichen Traumwelten, nur nicht in die gewünschte.

War es vielleicht ein einmaliger Zufall, der Finch Eyseman damals in die Stadt meiner Vorfahren versetzt hatte?

Würde er sich niemals mehr wiederholen?

Ich weiß nicht, was wir noch tun könnten, um das Vergangene heraufzubeschwören.

Wir haben die SJC-101 zu unserem Lagerplatz geholt. Es wäre sinnlos gewesen, noch länger Versteck zu spielen. Doch das, was ich im stillen erhofft hatte, traf nicht ein. Keine fremde Automatik reagierte darauf, daß ein Raumschiff auf dem Eis über dem Transmitter landete.

Wenigstens ein winziger Erfolg aber scheint unserer Expedition beschieden zu werden. Michael Vorbeck entdeckte heute mittag die ersten Spuren lebender Wesen auf Greenish-7!

Allerdings dürfen wir nicht mit vernunftbegabten Wesen rechnen. Was Mischa fand, war lediglich eine Schleifspur im kristallinen Schnee. Sie stammt sicherlich von einem großen, plumpen Tier, das sich kriechend vorwärtsbewegt, vielleicht vom Aussehen einer terranischen Robbe, wie Mischa vermutet. Immerhin ist es schon eine Sensation, daß Seven überhaupt Leben beherbergt. Bisher hatte es so ausgesehen, als wäre die Eiswüste dieses Planeten völlig tot.

Das ist natürlich nicht das, was ich suche. Dennoch werde ich in einer halben Stunde zusammen mit Samson Caluga, Finch Eyseman und Elena Jossipowa aufbrechen, um die Spur des Lebewesens zu verfolgen. Michael Vorbeck soll an Bord der Space-Jet bleiben und die Augen offenhalten.

*

Leutnant Caluga verschwand so plötzlich, als hätte er sich in Luft aufgelöst.

Finch wollte ihm nachstürzen. Aber ich konnte den Captain gerade noch festhalten.

“Er ist in eine Spalte gefallen”, erklärte ich. “Ich kann die Energieimpulse seines Raumanzugs spüren. Sie kommen von unten.”

“Darauf können Sie Gift nehmen, mein Junge!” scholl eine rauhe Stimme aus dem Lautsprecher meines Helmtelekoms.

Finch grinste mich an, und ich mußte das Grinsen unwillkürlich erwidern. Wir waren beide unendlich erleichtert. Wenn Caluga seinen Humor noch nicht verloren hatte, dann war ihm auch nichts passiert.

“Können Sie mich hören?” fragte Eyseman überflüssigerweise.

“Es wäre mir lieber, ich könnte Sie sehen, Captain!” gab Samson schlagfertig zurück.

“Will mich denn keiner aus diesem engen Loch herausholen?”

“Augenblick!” sagte ich und trat zwei Schritte vor.

Die Spalte klappte nur etwa einen halben Meter auseinander. Aber ich erkannte, daß sie bedeutend weiter sein mußte, denn Caluga hatte lediglich ein Loch in eine trügerische Schneebrücke gerissen, als er stürzte.

“Das Seil!” befahl ich.

Finch hatte das Seil, das wir in Erwartung von Hindernissen mitführten, bereits von seinem Gürtel losgemacht. Ich nahm es ihm aus den Händen.

Danach legte ich mich auf den Bauch und rutschte nach vorn, bis mein Kopf über der Öffnung hing. Als ich die Helmlampe einschaltete, entdeckte ich eine zusammengekauerte Gestalt auf dem Grund der Spalte.

“Sind Sie verletzt, Samson?” fragte ich.

“Nur unwesentlich, Sir”, gab Leutnant Caluga zurück. “Werfen Sie mir das Seil herunter. Ich will sehen, daß ich es am Gürtel befestigen kann.”

Er versuchte, sich aufzurichten, sank aber sofort wieder in sich zusammen. Da wußte ich, daß der Leutnant schwerer verletzt war, als er zugab. Vielleicht war sein Raumanzug beschädigt worden!

Doch dann wäre er längst tot gewesen.

Ich warf das Seil hinab und ließ es durch meine Hände gleiten. Caluga fing das eine Ende geschickt auf und befestigte die kleine Schlinge an einem der Gürtelhaken.

Danach begannen Finch und ich zu ziehen.

Samson versuchte, uns zu unterstützen, indem er sich mit einem Bein von der Wandung des Spaltes abstieß. Das andere Bein hing leblos an seinem Körper. Wahrscheinlich war es gebrochen. Da die Bewegungen des Verunglückten zu ruckhaft waren und keine Hilfe für uns darstellten, forderte ich ihn auf, sich still zu verhalten. Er gehorchte, und von da an ging es besser. Die geringe Schwerkraft Sevens verminderte das Gewicht von Calugas schwerem Körper.

Eine halbe Minute später stand er zwischen uns, gestützt auf unsere Schultern und von unseren Armen gehalten. Ich sah sein schweißüberströmtes Gesicht und hörte im Telekomempfänger das Knirschen seiner Zähne.

“Ich werde die Space-Jet rufen!” sagte ich. “Sie können in Ihrem Zustand auf keinen Fall gehen, Leutnant Caluga. Außerdem muß Ihr Bein behandelt werden.”

Stumm schüttelte er den Kopf.

“Seien Sie vernünftig!” mahnte Finch.

“Das bin ich ja gerade!” stieß Samson hervor. “Auf keinen Fall darf die Space-Jet die Spuren verwischen. Lassen Sie mich hier liegen, bis Sie zurückkommen, Sir!”

“Welche Spuren?” fragte ich erstaunt. “Meinen Sie im Ernst, wir könnten die Schleifspur des Tieres verlieren?”

Wieder schüttelte der Leutnant den Kopf.

“Warum, denken Sie, bin ich in die Spalte gestürzt?” fragte er mit vor Schmerz dunkler Stimme. “Ich hätte die trügerische Schneebrücke auf keinen Fall übersehen, wenn nicht die Hülse gewesen wäre.”

Finch und ich, wir drehten uns abrupt um. Beinahe hätten wir Caluga losgelassen.

Mein Blick folgte der Schleifspur über den Spalt hinweg - und da sah ich es ebenfalls: Eine golden glänzende, zylinderförmige Hülse lag im Eisstaub!

Die Erregung drohte meinen klaren Verstand zu betäuben. Ich schloß die Augen und atmete tief.

“Sehen Sie!” rief Caluga triumphierend. “Wie leicht ist diese ‚Spur‘ zerstört oder unter den Schnee gedrückt.”

“Und wir dachten”, sagte Elena, “die Spur eines Tieres zu verfolgen... !”

Die Neurologin hatte recht. Niemand von uns glaubte mehr an die Spur eines Tieres. Kein Tier vermochte Gegenstände wie diese Hülse anzufertigen. Dazu gehörte eine hochentwickelte Technik, die wiederum nur von einer Industrie-Zivilisation geschaffen werden konnte.

Erz, Energie, Hochöfen, Gußformen, Metallverarbeitung - und noch mehr war nötig, um eine nur spannenlange Hülse aus Metall herzustellen. Da aber für die Schaffung einer so ineinander verzahnten Industrie die quantitativen Voraussetzungen gegeben sein müssen, dürfte die Zivilisation, von der jener Gegenstand stammte, eine Bevölkerung von nicht weniger als zehntausend Individuen besitzen.

So etwas aber gab es auf Seven nicht.

*

“Dennoch entbehrt Ihre Argumentation der Logik”, sagte ich zu Leutnant Caluga. “Wir brauchen den Gegenstand ja nur aufzuheben, damit er nicht verlorengeht. Die andere Spur aber reicht, so weit wir sehen können.”

Samson grinste verzerrt. Offenbar hatte er starke Schmerzen.

“Ich wünsche Ihnen viel Erfolg, Sir!”

Diese Bemerkung ließ mich stutzen. Samson Caluga redete zwar gern viel und oft sogar unnötig, aber er vermochte ebenso klar zu denken wie Finch oder Mischa. Vor allem aber ging er nach Möglichkeit jeder Blamage aus dem Weg. Seine ironische Bemerkung aber würde ihn unweigerlich blamieren, wenn sich die Ironie als leere Geste erweisen sollte.

Ich löste das eine Ende des Seils von seinem Gürtelhaken und befestigte es an einem Haken meines Gürtels. Das andere Ende reichte ich Eyseman.

“Halten Sie mich fest!” befahl ich.

Wir ließen Caluga in den Schnee gleiten. Dann ging ich bis zum Rand der Spalte und beugte mich vor. Das Seil straffte sich. Hoffentlich glitt es dem Captain nicht durch die Finger. Dann würde ich nämlich Calugas Absturz wiederholen.

Aber Finch hielt eisern fest.

Ich erreichte den Zylinder mit der rechten Hand und griff zu. Mühelos nahm ich ihn auf. Sofort zog Finch am Seil.

“Das ist unglaublich!” stieß Samson erregt hervor, als ich ihm den Gegenstand unter die Augen hielt. “Vorhin war das Ding so schwer wie unsere Space-Jet. Ich bekam es keinen Millimeter hoch, dafür glitt ich aus und brach durch die Schneebrücke.”

“Jetzt jedenfalls wiegt die Hülse nur wenige Gramm”, erwiderte ich nachdenklich.

Elena lachte.

“Glauben Sie doch nicht, was dieser Aufschneider alles erzählt, Baar! Er will Sie doch nur aufziehen!”

Samson Caluga grunzte empört.

“Wenn ich gehen könnte, würde ich zu dir kommen, Mädchen, und dir den Hintern versohlen! Ich habe die Wahrheit gesagt!”

Er mußte an meinem Gesichtsausdruck gesehen haben, daß ich über seine unpassende Ausdrucksweise gegenüber einer Frau empört war, denn er winkte ab und sagte leise:

“Verzeihen Sie bitte, Sir. Es war nicht so gemeint. Ich wollte Ihre Gefühle für Miß Jossipowa keineswegs verletzen, aber wir...”

Er brach ab, als Elena einen Schrei der Empörung ausstieß und eine Handvoll Eiskristalle gegen seinen Druckhelm schleuderte.

Verwundert registrierte ich, daß Elenas Gesicht feuerrot angelaufen war. Warum regte sie sich darüber auf, daß ein Außenstehender Fehlschlüsse aus ihrem und meinem Verhalten zog? Oder kannte ich die Terraner doch schlechter, als ich dachte?

“Beruhigen Sie sich, Elena!” sagte ich. “Und Sie, Leutnant Caluga, unterlassen bitte in Zukunft derartige Anspielungen. Ich kenne zwar den Grund für Miß Jossipowas Erregung nicht, aber irgendwie muß es etwas mit Ihrer Bemerkung zu tun haben.”

Drei Terraner sahen mich gleichzeitig mit offenen Mündern an. Elena errötete erneut, aber diesmal glaubte ich, ihr eine gewisse freudige Erwartung anzusehen.

Da ich jedoch des Themas überdrüssig war, hob ich die Hand mit der golden glänzenden Hülle empor.

Ich betrachtete sie von allen Seiten, konnte aber keinen Hinweis auf einen Öffnungsmechanismus entdecken.

Plötzlich ertönte ein schwaches Klicken. Der Laut wiederholte sich in gleichmäßigen

Intervallen und in der gleichen Lautstärke.

Bevor ich überlegen konnte, riß mir Finch Eyseman die Hülse aus der Hand und schleuderte sie weit von sich. Sie verschwand in einer Wolke flimmernden Eisstaubes. Ein kräftiger Schlag in die Kniekehle warf mich zu Boden.

“Hinlegen!” schrie Caluga mit überschnappender Stimme.

Ich begriff, daß die Terraner an eine Zeitzünderbombe dachten. Insgeheim lächelte ich darüber, denn die Hülse hatte keineswegs so primitiv ausgesehen, als wenn sie von Wesen gefertigt worden sei, die keine besseren Zündauslöser als barbarische Federuhren kannten.

Obwohl Eyseman und Caluga lautstark dagegen protestierten, erhob ich mich und schritt auf die Stelle zu, an der der Zylinder in den Schnee gefallen war.

Als Finch und Elena sahen, daß ich mich nicht aufhalten ließ, liefen sie hinterher.

Wir kamen gleichzeitig bei der Hülse an. Glücklicherweise war sie nicht im kristallinen Schnee versunken, sondern lag in einer dünnen Schicht des pulvrigen Materials, das die Mulde eines Eisblocks bedeckte.

Finch kam mir zuvor und riß den Gegenstand an sich. Aber als er damit weglaufen wollte, wurde ich ernstlich ungehalten.

“Bleiben Sie hier!” befahl ich schneidend. “Wenn Sie sich schon für klüger als mich halten, dann respektieren Sie wenigstens meinen Willen. Was sagt Ihnen eigentlich, die Hülse sei eine Bombe?”

Zögernd kehrte der Captain zurück. Sein Gesicht war blutrot angelaufen vor Verlegenheit.

“Ich... ich bitte... vielmals... um... um... Entschuldigung, Sir!” stammelte er. Dann nahm er sich zusammen. “Was denken Sie, was das ist, Sir?”

“Geben Sie her!” befahl ich ungeduldig.

Er reichte mir die Hülse, und ich griff rasch zu, da Elena mir zuvorkommen wollte.

Warum waren die Menschen nur so besorgt um mich? Konnte es ihnen nicht gleichgültig sein, ob der letzte der Moduls starb oder nicht?

“Lassen Sie den Unsinn!” sagte ich schärfer, als ich beabsichtigt hatte. “Ich werde Ihnen demonstrieren, wozu die Hülse dient!”

Langsam drehte ich den Zylinder in horizontaler Ebene. Als eine ganz bestimmte Stellung erreicht war, schwoll das Ticken an. Ich winkte den Terranern mit dem Kopf und ging in die Richtung, in die das eine Ende des Zylinders wies. Nach etwa hundert Schritten war deutlich zu hören, daß die Intervalle allmählich kürzer wurden.

Ich blieb stehen.

Finch und Elena holten mich ein.

“Das... das ist... ein Peilzeichenempfänger!” stieß der Captain atemlos hervor. “Je näher wir dem Sender kommen...”

Ich nickte.

“Desto kürzer werden die Intervalle. Wir werden uns von den Signalen leiten lassen; das scheint in der Absicht der Unbekannten zu liegen!”

Nachdem unsere Space-Jet neben der Spalte gelandet war und wir das gebrochene Bein Calugas versorgt hatten, brachen Finch, Elena und ich auf.

Der golden schimmernde Zylinder zeigte uns den Weg.

Wohin er uns führen würde, das konnten wir nur raten. Ich persönlich nahm an, daß

sich irgendwo auf Seven unbekannte Intelligenzen verbargen. Vielleicht waren sie mit einem Raumschiff notgelandet und benötigten Hilfe. Das hätte auch die Schleifspur erklärt. Die Unbekannten waren offenbar verletzt oder konnten aus einem anderen Grund ihr Raumschiff nicht selbst verlassen. Aber sie hatten möglicherweise ein gezähmtes Tier an Bord gehabt, das sie mit der Weisung aussandten, uns aufmerksam zu machen und danach auf seiner Spur den Peilzeichengeber zurückzulassen.

Aber es konnte sich alles auch ganz anders verhalten.

Mich trieb nicht nur die Neugier, sondern auch das Bedürfnis, über alle Geschehnisse auf Seven informiert zu sein. Ich betrachtete diesen Planeten als das ehemals kostbarste Besitztum meines Volkes, das ich als einziger Erbe zu verwalten und zu bewahren hatte.

Als sich der Tag seinem Ende zuneigte und ein heftiger Sturm körniges Eis über den Boden trieb, blieb Finch Eyseman stehen.

“Ich schlage vor, wir suchen uns einen sicheren Platz zum Übernachten, Sir!” sagte er. Ich zögerte. Noch fühlte ich mich frisch, und möglicherweise waren die Unbekannten in Not und mußten sterben, weil wir sie nicht rechtzeitig erreichten.

Doch dann sah ich, wie müde Elena war. Sie vermochte sich kaum noch auf den Beinen zu halten. Unser Marsch hatte uns fünfzehn Kilometer über unebene Eisfelder und Eisbarrieren, durch teilweise hüfthohen Schnee und spiegelglatte Hänge hinabgeführt. Jeder normale Mensch mußte davon zermürbt werden.

“Gut!” erwiderte ich. “Am besten suchen wir einen Eisüberhang, der vor dem Sturm schützt.”

“Der Iglu kann nicht wegfliegen”, gab Finch mürrisch zurück, stapfte aber dennoch unverdrossen weiter.

Natürlich hatte er recht. So leicht konnte kein Sturm unseren Hermetik-Iglu umwerfen. Aber das violette Wetterleuchten am nördlichen Horizont gab mir zu denken. Ein richtiger Orkan würde unsere Behausung davonschleudern und in Fetzen reißen.

Der Sturm zerrte bereits heftig an unseren Raumanzügen, als wir endlich einen Unterschlupf fanden. Eigentlich fanden wir nicht ihn, sondern er fand uns. Der Eisstaub hüllte uns nämlich völlig ein, so daß wir praktisch blind durch das unebene Gelände stolperten.

Plötzlich vernahm ich einen unterdrückten Aufschrei. Bevor ich mich nach der Ursache erkundigen konnte, ertönte ein zweiter Schrei in meinem Helmempfänger.

Im nächsten Augenblick fanden meine Füße keinen Halt mehr. Ich glitt aus und landete auf etwas, das sich bald darauf als Finchs Rücken herausstellte.

Elenas helles Lachen dämpfte meinen Schreck. Mit Hilfe des Ultraschallbildwandlers vermochte ich die nähere Umgebung umrißhaft zu erkennen. Wir waren in einen etwa fünf Meter tiefen Einsturztrichter gefallen. Das überraschte mich. Nirgends gab es ähnliche Bodenvertiefungen, da sie im Laufe der Jahrhunderte alle von Eis oder Schnee ausgefüllt worden waren. Aber auf Seven wäre wahrscheinlich schon ein Vierteljahr ausreichend gewesen, um jede frische Vertiefung zu füllen. Der Einbruch mußte demnach sehr neu sein. Offenbar war ein Hohlraum innerhalb der starken Eiskruste eingestürzt, denn es waren weder Fels noch Erdreich zutage getreten.

“Das ist der ideale Platz für unseren Iglu”, sagte Elena.

Ich mußte ihr beipflichten. Unsere Behausung würde nicht über den Rand des

Einsturztrichters hinausragen und bot dem Sturm also keine Angriffsfläche.

Finch baute den Iglu auf. Wir krochen durch die Schleuse hinein, warteten, bis der Materiewandler uns mit einer Sauerstoffatmosphäre versorgt hatte und öffneten danach unsere Raumanzüge.

Der Orkan konnte kommen.

Und er kam!

Zuerst färbte sich der ganze Himmel violett, danach blutrot. Das Leuchten war so stark, daß es mühelos die dicht über dem Boden dahinjagenden Eiskristallwolken durchdrang und sich auf dem Boden und den Gegenständen unseres Iglus spiegelte.

Danach rissen die Schneewolken plötzlich auseinander. Grelles, weißes Licht hüllte den Einsturztrichter ein.

Finch stieß einen unartikulierten Schrei aus und warf sich über mich hinweg. Seine Faust krachte gegen den Schalter des Antennenmotors.

Im selben Augenblick war unser Iglu in blauweiße Glut getaucht. Ein schmetternder Schlag schüttelte uns durcheinander. Es hörte sich an, als hätte ein Schwerer Kreuzer eine Breitseite aus seinen Impulsgeschützen abgefeuert.

Als wir wieder einigermaßen klar denken konnten, war es dunkel in unserer Behausung. Wir schalteten die Helmlampen an und blickten uns in die verzerrten Gesichter.

“Das war knapp!” murmelte Finch.

“Was ist eigentlich geschehen?” fragte Elena. Die Neurologin schien sich rasch von ihrem Schreck zu erholen.

“Die Antenne des Telekoms war ausgefahren”, erklärte der Captain. “Und der Blitz wurde natürlich von ihr angezogen. Wir können froh sein, daß die Wände unseres Iglus nicht aus Metall sind.”

“Und daß sie zusätzlich von einer energetischen ‚Haut‘ geschützt werden”, fügte ich hinzu.

Wir mußten schreien, um uns verständigen zu können; draußen tobte das Gewitter mit ungebrochener Heftigkeit. Unablässig zuckten fahlgelbe oder blauweiße Blitze vom violetten Himmel herab, doch sie konnten uns nichts mehr anhaben. Dafür war allerdings auch unsere Verbindung zur Space-Jet abgebrochen. Die Antenne des tragbaren Telekoms hatte sich in Metaldämpfe aufgelöst, und während des Gewitters wagten wir nicht, die Energiehaut über der Igluhülle abzuschalten, so daß unsere Helmtelekoms nutzlos geworden waren.

Aber eines funktionierte noch: der fremde Peilzeichenempfänger!

Während sich Finch und Elena darüber keine Gedanken zu machen schienen, gab mir dieses Phänomen ein Rätsel auf. Die Lösung konnte nur darin liegen, daß sowohl der Empfänger wie auch der unbekannte Sender auf der Basis der überlichtschnellen Hyperwellen funktionierten. Nur diese wären in der Lage gewesen, den ebenfalls fünfdimensionalen Energieschirm unseres Iglus zu durchdringen. Andererseits ließ sich daraus schließen, daß die Technik der Unbekannten der terranischen einen Schritt voraus war, wenigstens auf dem Sektor des Hyperwellenfunkverkehrs; wahrscheinlich aber auch auf dem Gebiet der Hypergravitationsfelder; der dünne Stab mußte außer einem Hyperempfänger auch einen starken Schwerfeldgenerator enthalten, sonst wäre die Hülse nicht einmal tonnenschwer und später fast federleicht gewesen. Beides

zusammen aber vermochte die terranische Technologie nicht in einem so winzigen Raum unterzubringen.

Mit immer größer werdender Ungeduld wartete ich auf das Ende des Unwetters.

Ich wollte dem Unbekannten gegenüberreten, der uns solche Rätsel aufgegeben hatte.

*

Es war kurz nach Mitternacht Planetenzeit, als das Unwetter endlich aufhörte. Der Himmel klarte auf, und über uns wölbte sich das Sternenmeer von ANDRO-Beta. Wie ein Fanal leuchtete der Andromedanebel am Horizont.

Elena Jossipowa hatte uns die letzten beiden Stunden dadurch verkürzt, daß sie Lieder in ihrer Muttersprache sang, schwermütige Weisen, die mich eigentümlich berührten und in mir ein Gefühl weckten, das anscheinend irgendwo in einem verborgenen Winkel meines Seins sechshundert Jahre lang geschlummert hatte. Ich war verwirrt und benötigte all meine Willenskraft, um nicht etwas zu tun, das sie, die Terranerin, wahrscheinlich niemals akzeptiert hätte.

Den Aufbruch begrüßte ich aber nicht nur aus diesem Grunde. Ich wurde von zunehmender Unruhe angetrieben. Wir mußten den Unbekannten finden, damit wir uns danach wieder der eigentlichen Aufgabe widmen konnten!

Glücklicherweise hatte das Gewitter den Nebel vertrieben. Auch der Schneesturm tobte nicht mehr. Nur ganz schwach sangen die Eiskristalle ihre eintönige Melodie: raschelnd, zirpend und raunend; den Grabgesang einer gemordeten Welt.

Das Ticken der Hülse wurde nun sehr schnell lauter; die Intervalle verkürzten sich in gleichem Maße.

Nach etwa einer Stunde Marsch gelangten wir an den Fuß einer steil aufragenden Eiswand. Offenbar befand sich unter dem Eis ein Gebirgszug aus gewachsenem Fels. Das Eis hatte ihn nicht gangbarer gemacht; zudem stürzten von oben Ammoniakfälle herab, gruben sich durch Klüfte und Rinnen und sprühten einen nebligen Schleier über uns.

Doch wir mußten hinauf. Der Peilzeichengeber wies uns den Weg über spiegelglatte Hänge, schmale Bänder und trügerische Risse.

Es blieb uns gar nichts anderes übrig, als ab und zu die Impulsstrahler zu benutzen, um Löcher für unsere Füße zu brennen. Dennoch kamen wir nur sehr langsam voran. Ich mußte Elena bewundern. Die Ärztin war die Kletterei sicherlich nicht gewöhnt. Sie atmete keuchend. Aber sie war nicht zu einer Rast zu bewegen.

Auf einem etwa zweieinhalb Meter vorspringenden Eisplateau blieb ich schließlich stehen und sagte: "Hier müssen wir erst einmal ausruhen. Ich kann einfach nicht weiter."

Finch blickte mich ungläubig an; er glaubte mir nicht, das war klar. Und er hatte sogar recht damit. Elena dagegen warf mir einen dankbaren Blick zu. Im Hintergrund ihrer braunen Augen schimmerte wieder einmal dieser rätselhafte Ausdruck, den ich nicht zu deuten wußte.

Wir setzten uns vorsichtig. Ein Ausgleiten hätte hier, in ungefähr dreihundert Meter Höhe, den sicheren Tod bedeutet.

Doch aus unserer Rast wurde nichts.

Ich hatte mich kaum gesetzt und dabei die Hand mit der Hülse gedreht, als das Ticken plötzlich in ein lautes Summen übergang.

Captain Eyseman sprang so heftig auf, daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

“Die Spalte!” rief er erregt. “Sir! Ihr Gerät zeigt genau auf die Spalte!”

Ich mußte mich erneut drehen, um zu sehen, welche Spalte er meinte. Dabei bewegte ich das Gerät wieder, und das Summen verwandelte sich in ein hastiges Ticken zurück. Mein Blick fiel auf die Spalte, die Finch gemeint haben mußte. Etwa fünf Meter von uns entfernt klaffte eine Öffnung in der Eiswand. Sie setzte sich nur knapp drei Meter nach oben hin fort. Es handelte sich also nicht um eine Spalte, sondern um eine Höhle. Als ich den Peilzeichengeben darauf richtete, begann er wieder zu summen.

Ich fühlte, wie sich meine Muskelarterien und -venen zusammenkrampften. Sekundenlang lag ein Schleier vor meinen Augen, dann hatte ich meine Gefühle wieder unter Kontrolle.

Kein Zweifel: Dort in der Höhle verbarg sich das Fremde!

Niemand von uns dachte mehr an Ausruhen. Angesichts der bevorstehenden Entdeckung hatten wir nur noch den Wunsch, so schnell wie möglich in die Höhle einzudringen.

Finch informierte Michael Vorbeck über den neuesten Stand der Ereignisse und forderte ihn auf, mit der Space-Jet zur Höhle zu kommen. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis Mischa anhand einer Telekompeilung unseren Standort ausgemacht hatte.

Wir warteten jedoch nicht, bis die Space-Jet eintraf. Ihr Erscheinen hätte möglicherweise eine Fehlreaktion bei dem Unbekannten hervorgerufen. Folglich beeilten wir uns, den Kontakt noch vor dem Eintreffen des Raumschiffs herbeizuführen.

Finch Eyseman ließ es sich nicht nehmen, an der Spitze zu gehen. Der Captain machte sich anscheinend Sorgen um meine persönliche Sicherheit. Ich dagegen verspürte nicht die geringste Angst. Irgendwie fühlte ich, daß es nichts Bösesartiges war, das uns in der Höhle erwartete.

Unsere Helmscheinwerfer verbreiteten gleißendes Licht in dem schmalen, sich nach oben verjüngenden Stollen. Der Boden war uneben; eine flache Rinne zog sich durch das Eis. Leise gurgelnd strömte flüssiges Ammoniak darin nach draußen.

Es mochte etwa eine Viertelminute vergangen sein, seit wir die Höhle betreten hatten, da weitete sich der Stollen zu einer kleinen Eishalle. Unsere Schritte klangen hohl, als wir hindurchschritten.

Hinter der Halle wurde der Gang schmaler. Kaum vermochten wir uns noch hindurchzuzwängen. Kurz darauf änderte sich die Farbe der Wände.

Wir befanden uns in gewachsenem Fels.

Es dauerte nochmals eine Viertelminute, bis wir auf das Loch im Boden stießen.

Finch streckte die Hand aus und zog sie hastig wieder zurück.

“Antigravitation!” stieß er flüsternd hervor. “Die Schwerkraft Sevens ist etwa auf 0,1 Gravos vermindert!”

“Dann lassen wir uns herabsinken!” sagte ich.

“Nein, Sir!” erwiderte Finch warnend. “Ich traue den Unbekannten nicht. Wenn sie in

der Lage sind, ein Antigravitationsfeld aufzubauen, können sie nicht in Not sein!”

Ich ärgerte mich, ohne zu wissen, warum.

“Dann lassen Sie mich vorangehen, Finch! Das mit der Notlage war ohnehin nur eine Hypothese. Ebenso gut kann es sein, daß die Unbekannten nur Kontakt mit uns suchen, sich aber nicht an die Oberfläche getrauen, da sie unsere Absichten nicht kennen.”

Ich wollte mich an Finch vorbeidrängen. Doch das gefiel dem Captain nicht. Er ließ sich einfach fallen, nachdem er einen langen Schritt nach vorn getan hatte.

Ich sprang ohne Zögern nach. Elena folgte dicht hinter mir.

Ungefähr eine Minute lang sanken wir durch den engen Schacht. Dann berührten meine Füße festen Boden. Ich begab mich aus dem Wirkungsbereich des Antigravitationsfeldes und half Elena hinaus, als sie dem Boden nahe genug war.

Ein halberstickter Ausruf Eysemans ließ mich zusammenzucken. Unwillkürlich fuhr meine Hand zum Kolben des Impulsstrahlers.

Zu spät.

Eine unsichtbare Wolke hüllte uns ein und löschte alle Wahrnehmungen mit einem schmerzhaften Ruck aus.

5.

Michael Vorbeck empfand steigende Unruhe, als er die SJC-101 startklar machte. Instinktiv ahnte er die Gefahr, in die sich Baar Lun, Finch Eyseman und Elena Jossipowa begaben, indem sie sich von etwas völlig Fremden in eine einsame Eishöhle locken ließen.

“Anschnallen!” rief er Samson Caluga zu, während seine Rechte auf den Aktivierungsschalter für die Triebwerke niederfuhr.

Caluga hinkte eilig herbei und ließ sich in den Navigatorsitz fallen. Sein linkes Bein befand sich in einem “Verband” aus erstarrtem medizinischen Plastik. Die Bruchstelle des Knochens lag unter einem gepolsterten Schwerkraftfeld, das von einem ringförmigen Mikro-Generator erzeugt wurde. Es würde höchstens noch vier Tage dauern, bis er völlig wiederhergestellt war; die Medizin des 25. Jahrhunderts verfügte über Hilfsmittel, an die die Menschen vor einigen wenigen Jahrhunderten nicht einmal im Traum gedacht hätten.

“Was ist los, Mischa?” fragte Samson. Er schnallte sich hastig an und entzündete dann eine Zigarette.

“Der Captain hat mich angerufen. Er will mit dem Modul und Elena in eine Eishöhle gehen, auf die der Peilzeichenempfänger der Fremden weist.”

Betroffen blickte Samson auf.

“Er muß verrückt geworden sein! Warum läßt er uns nicht kommen, bevor er sich in die Höhle des Löwen begibt? Sein Vorgehen verstößt gegen sämtliche taktischen Einsatzregeln!”

Michael preßte die Lippen fest zusammen. Er entgegnete nichts auf Calugas Vorwürfe, obgleich er wußte, daß der Kamerad recht hatte. Aber Michael traute Eyseman keine Dummheit zu. Wenn sich der Captain zu einem bestimmten Vorgehen entschlossen

hatte, dann mußte es ausreichende Gründe für die Durchbrechung der ungeschriebenen Regeln geben.

Er wartete ungeduldig, bis die Leuchtmarke der Triebwerkskontrollen das schwarze Anzeigefeld verließ. Dann schob er den Schubhebel langsam nach vorn.

Die Startautomatik ließ die Space-Jet geschoßgleich in die Höhe schnellen. Bei tausend Metern schaltete Michael auf Horizontalflug um und legte die Hände auf die klavierähnliche Steuertastatur. Mit aufbrüllenden Triebwerken schoß das Schiff vorwärts.

Wenige Sekunden danach bremste Leutnant Vorbeck bereits wieder ab. Im Frontschirm stand die Barriere des Gebirges. Die Ausschnittvergrößerung holte den Eingang der Höhle heran, in der Baar Lun mit seinen beiden Begleitern verschwunden war.

*

Geschickt steuerte Michael die Space-Jet dicht an den Vorsprung, auf dem sich die Gefährten kurz zuvor aufgehalten hatten. Dann schaltete er die Antigravprojektoren ein und stellte den Autopiloten so ein, daß er mit winzigen Schubkorrekturen dafür sorgen würde, daß das schwerelos gewordene Raumschiff seine Position selbst beim stärksten Sturm beibehalten würde.

Nur für einen Augenblick schaute er hinaus und fühlte ein eigentümliches Kribbeln im Nacken angesichts der dunkel gähnenden Öffnung im Eis.

Danach aktivierte er den Telekom.

“SJC-101, Leutnant Vorbeck. Ich rufe Captain Eyseman. Können Sie mich hören? Bitte kommen, Ende!”

Der Lautsprecher blieb still bis auf ein kaum hörbares Knistern, das von atmosphärischen Störungen hervorgerufen wurde.

Schweißtropfen traten auf Vorbecks Stirn.

Wie eine Marionette erhob er sich und sagte mit tonloser Stimme: “Ich gehe hinaus. Es kann, nicht sein, daß das Eis die Funkwellen aufhält! Bleiben Sie hier und starten Sie beim geringsten Anzeichen einer Gefahr!”

Caluga schnallte sich los.

“Oh! Ich kann schon wieder ganz gut laufen, Finch. Wenn Sie innerhalb einer Viertelstunde keine Nachricht geben, komme ich Ihnen nach.”

“Baar Lun hat mir das Kommando über die SJC-101 übertragen”, gab Michael hart zurück. “Sie tun, was ich sage, Samson. Unter gar keinen Umständen darf unsere letzte Chance in Gefahr gebracht werden, die Chance, Hilfe von Gleam herbeizuholen.”

“Okay!” brummte Caluga mürrisch.

Michal Vorbeck lächelte flüchtig. Er wußte, daß er sich auf Samson verlassen konnte. Im nächsten Augenblick sank er bereits den Achslift hinunter. Im stillen verwünschte er den Einfall Luns, nur mit einfachen Raumschutzanzügen nach draußen zu gehen. Der Modul, Finch und Elena hatten sich dadurch nicht nur der Möglichkeit beraubt, zum Höhleneingang hinauf zu fliegen - sie verfügten auch über keine wirksame Defensivwaffe.

Vor der Bodenschleuse im Laderaum blieb er zögernd stehen.

Dann, als hätte ihm jemand ein scharfes Kommando erteilt, fuhr er herum und riß seinen Kampfanzug vom Magnethaken. In fliegender Eile streifte er den Raumanzug ab und zwängte sich in den Kampfanzug. Er nahm sich nicht die Zeit, alle Aggregate zu überprüfen, sondern lief auf die Bodenschleuse zu und schlug gegen den Schalter, der den automatisierten Öffnungsvorgang einleitete.

Fiebernd vor Erregung wartete er in der kleinen Kammer, bis sich das Außenschott öffnete. Er aktivierte den Generator des Individualschirmprojektors, wartete, bis die schwach leuchtende Kugelhülle sich um ihn aufgebaut hatte und stieß sich ab, während er bereits den Antigravschalter betätigte.

Sanft schwebte er zu dem Plateau hinüber, steuerte mit den Korrekturdüsen des siganesischen MikroTriebwerks und landete im Eingang der Höhle.

“Können Sie mich gut verstehen, Samson?” sprach er ins Mikrofon seines Helmtelekoms.

“Ausgezeichnet!” erscholl es aus dem winzigen Lautsprecher. “Aber der Modul wird Ihnen den Kopf abreißen, weil Sie gegen seinen ausdrücklichen Befehl Ihre Kampfkombination angezogen haben. Er fürchtet, durch die Streustrahlung der Sphäre die Stabilität des Illusionsfeldes zu gefährden, das die Erinnerungen an Maa Duun speichert.”

“Das ist mir jetzt gleich!” gab Michael heftig zurück. “Wir bleiben von nun an in permanenter Funkverbindung.”

Hastig stieß er sich vorwärts. Aber bald wurde der Stollen so eng, daß er seine Sphäre ausschalten mußte. Er tat es nur zögernd, gehorchte aber der Notwendigkeit.

Kurz darauf stand er vor dem Einstieg in einen Antigravschacht.

“Hören Sie mich noch?” fragte er Caluga.

“Unverändert gut, Mischa.”

Leutnant Vorbeck berichtete dem Kameraden von dem Schacht und teilte ihm mit, daß er sich ihm anvertrauen wollte.

“Das gefällt mir nicht”, gab Samson zögernd zurück. “Ich bin sicher, auch Baar Lun und die anderen sind den gleichen Weg gegangen. Am Grund des Schachtes lauert eine unbekannte Gefahr. Ohne Schutzschirm...”

“Ich schalte ihn wieder ein”, unterbrach ihn Michael ungeduldig.

Ohne zu zögern, warf er sich in den Schacht, nachdem sich die Sphäre um ihn aufgebaut hatte. Mit dem Kopf voran sank er dem Boden entgegen. In der Hand hielt er die schwere Impuls-Handwaffe. Der Helmscheinwerfer warf einen matten Lichtfleck auf den fernen Grund, ließ aber noch keinerlei Konturen hervortreten.

Plötzlich übertrugen die Außenmikrophone des Druckhelms ein schwaches Zischen.

Michael zuckte zusammen und biß sich auf die Unterlippe.

“Was war das?” schallte es aus dem Lautsprecher des Telekoms.

“Ruhe!” befahl der Leutnant leise. Offenbar hatte Samson das Geräusch ebenfalls gehört, übertragen durch den Helmsender.

Als Michael Vorbeck aus dem Schachtausgang fiel und nur noch etwa drei Meter vom Boden entfernt war, schaltete er für den Bruchteil einer Sekunde das Mikrotriebwerk ein.

In flachem Bogen landete er, schwebte in seiner schimmernden Sphäre - und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die drei nackten Gestalten vor sich: Baar Lun, Elena

Jossipowa und Finch Eyseman!

Endlich vermochte er seine Scheu zu überwinden und schwebte auf die entblößten Leiber der Gefährten zu. Noch bevor er genau hingeschaut hatte, wußte er, daß ihnen niemand mehr helfen konnte.

Sie waren tot!

Michael schluchzte trocken, als er in die gebrochenen Augen Elenas blickte. Rasch wandte er sich dem Modul zu.

Baar Lun lag mit angezogenen Knien auf der linken Körperseite, den angewinkelten Arm unter dem Kopf. Es sah aus, als ob er nur schlief. Doch die glasig trüben Augen und die dünnen Blutfäden, die aus Mund, Nase und Ohren gelaufen waren, ließen keine Hoffnung mehr zu.

Irgend etwas mußte im Gehirn des Moduls gewütet haben, etwas, das außer ein wenig Blut keine sichtbaren äußeren Spuren hinterließ. Und an der gleichen Ursache waren auch Elena und Finch gestorben!

Mit tränenüberströmtem Gesicht richtete sich Leutnant Vorbeck auf. Aber der Impulsstrahler in seiner Hand zitterte nicht, als er ihn anhob und nach dem heimtückischen Gegner suchte. Die ständigen Anrufe Calugas ignorierte er; sie erreichten sein Bewußtsein überhaupt nicht.

Allmählich vermochte Michael klar zu denken. Er entsann sich des zischenden Geräusches. Das konnte durchaus das Schott einer Luftschleuse gewesen sein; vielleicht hatten die Unbekannten die Raumanzüge und die anderen Kleidungsstücke der Toten gerade in dem Augenblick geholt, in dem er auf dem Weg nach unten gewesen war.

Prüfend blickte er über die glatten Felswände. Nirgends ließ sich eine Rille erkennen, die auf ein verborgenes Schott hingewiesen hätte. Wahrscheinlich war der Ausgang getarnt.

Das Gesicht des jungen Offiziers wurde grau, als sein Individualschirm jählings eine blutrote Farbe annahm.

Eine unsichtbare energetische Kraft griff an!

Im nächsten Augenblick erlosch das rote Leuchten wieder. Dafür begannen plötzlich die Körper Luns, Eysemans und die Ärztin zu zerfallen. Sie bröckelten auseinander, als hätte ihnen jemand die Feuchtigkeit entzogen und danach mit einem schweren Vibrator auf sie geschossen.

Michal stöhnte.

“Was ist los?” schallte Samsons Stimme aus dem Empfänger.

Diesmal überhörte sie Michael nicht.

“Sie sind tot”, sagte er erstaunlich ruhig.

“Komm raus!” rief Caluga nach einer Pause. Seine Stimme klang rauh.

Unbewußt schüttelte Michael Vorbeck den Kopf.

“Nein! Ich bleibe hier, bis ich die Mörder gestellt habe!”

*

Lunor hob den Kopf von der Projektionsfläche des Positronenteleskops und blinzelte mit müden Augen in das blendende Flackern des Telekommelders.

Ausgerechnet jetzt mußte man ihn stören - jetzt, wo er glaubte, eine Spur gefunden zu haben, die auf die Ursache der zahlreichen Fälle von Schizophrenie in Maa Duun hinwies!

Seufzend schaltete er den Projektor aus und aktivierte den Telekom.

“Ja, bitte... ?” Seine Stimme hatte einen schleppenden Klang.

Das ovale, blasse Gesicht von Jossipor, seiner Assistentin, sah vom Bildschirm herab. Es verzog sich zur vagen Andeutung eines Lächelns. Aber sofort verdunkelten sich die braunen Augen wieder. Schatten der Schwermut überzogen das ausdrucksvolle Gesicht.

“Ein neuer Fall für uns, Direktor. Eine Frau. Eysan vom Vergnügungshaus am ‚Platz des Vergessens‘ hat sie uns gebracht. Sie...”

“Schon gut, Jossipor”, unterbrach sie Lunor ungehalten. “Eysan, sagten Sie...?” Seine Stirn zog sich in Falten; die verdickte Unterlippe wölbte sich ein wenig vor. Angestrengt dachte der Direktor darüber nach, was ihm an dem Namen “Eysan” so bekannt vorkam. Doch es gelangte zu keinem Ergebnis.

Noch nicht.

“Lassen Sie die beiden hineinbringen!” befahl er.

Seine Finger zitterten, als er aufstand und sich hinter das Diagnosepult begab. Flüchtig strich er sich über den dunklen Haarfleck auf dem ansonsten kahlen Kopf.

“Warum?” flüsterte er. “Warum nur... ?”

Die gepolsterte Tür glitt geräuschlos zur Seite.

Zwei untersetzte, muskulöse Wärter führten eine auffällig gekleidete Frau herein und drückten sie sanft in den weichen Sessel vor dem Diagnosepult. Lunor hatte nur Augen für das Gesicht der Frau.

Es mußte einmal schön gewesen sein. Doch das war sicher schon einige Jahre vorbei. Tiefe Falten hatten sich eingegraben. Die Augen flackerten unstedt, und von Zeit zu Zeit lief ein konvulsivisches Zucken über die linke Gesichtshälfte.

Lunors Blick glitt tiefer.

Das mit Goldfäden durchwirkte und mit roten Kristallen besetzte Kleid war tief ausgeschnitten. Die Haut ihrer Brust hatte eine ungesunde, grauweiße Farbe. Der Leib wirkte kaum merkbar aufgedunsen, und dort, wo der Saum des Kleides nach oben verrutscht war, zeigten sich blau und grün verfärbte Druckstellen unter den durchsichtigen Transplaststrümpfen. Die gut geformten, ein wenig zu schlanken Beine endeten in leichten Schuhen aus Goldplastik.

Beim Tempel des Gedächtnisses! dachte Lunor. Sie ist nur eine billige, kleine Hure, und doch muß sie einmal ein unschuldiges Mädchen gewesen sein, das mit frohen Augen in die Zukunft sah und es nicht erwarten konnte, von ihren Wundern zu kosten. Irgend jemand hatte sie dann in eine Lage gebracht, aus der ihr unreifer Verstand nur einen einzigen Ausweg sah: den verhängnisvollen Weg ins Laster...

Er riß sich gewaltsam von den sentimentaln Gedanken los.

“Wie heißt du?” fragte er freundlich.

Ihre unstedt suchenden Pupillen verharrten. Sie suchten und fanden die seinen. Lunor lächelte gewinnend.

“Demorgatia, die Göttin des Spiralnebels”, flüsterten ihre Lippen. “Ich bin gekommen, um euch zu erlösen.”

Sie beugte sich vor und zeigte mehr, als vorteilhaft für sie war.

“Ihr alle träumt nur einen bösen Traum. Ihr seid nicht wirklich. Ich werde euch wecken und zum wahren Leben führen, ich, Demorgatia!”

Typischer Fall von akuter Bewußtseinspaltung! erkannte Lunor.

“Wir freuen uns, dich kennenzulernen, Demorgatia. Wie war doch gleich dein früherer Name?”

Ein heftiges Zucken entstellte ihr Gesicht. Die langen, dünnen Finger nestelten unruhig am Kleid.

“Nun... ?” fragte Lunor.

“Noola!”

“Sehr gut, Noola! Nun wollen wir einmal sehen, was wir für dich tun können. Bleib bitte ganz ruhig sitzen, ja!”

“Ich heiße Demorgatia!” widersprach Noola, aber es klang gar nicht mehr überzeugend.

Lunor nahm einige Schaltungen am Diagnosepult vor und wartete, bis der mechanische Hypnotisator Noola in einen Dämmerzustand versetzt hatte. Danach wandte er sich an den Mann, der hinter ihr ins Zimmer getreten war und geduldig gewartet hatte.

“Sie sind Eysan?”

Der Mann antwortete nicht sofort. Erst als ihn Lunor ein zweites Mal fragte, schwand der verträumte Ausdruck aus seinen Augen.

“Jawohl, Direktor. Eysan, Verwalter eines Vergnügungshauses am...”

“Ich weiß”, fiel ihm Lunor ins Wort. “Erzählen Sie mir bitte, was Sie über Noola wissen, wie sie lebte, was sie in Ihrem Hause tat und wie sich der erste Anfall von Schizophrenie bemerkbar machte!”

Eysan errötete bis unter die Haarwurzeln, was den Direktor zu einem schnellen Blickwechsel mit seiner Assistentin veranlaßte.

“Mein... mein Haus... dient der Zerstreuung, der Erholung und der Herstellung von... von... Kontakten zwischen männlichen und weiblichen Besuchern. Wir besitzen eine Anzahl Zimmer, die auf Anforderung an... unsere...äh... Kunden vermietet werden. Das ist aber nicht der einzige Zweck des Hauses. Sensitivkinos, Bars, Spielsäle und Speiselokale gehören zu unseren Spezialitäten...”

“Und außerdem eine. Halle des Vergessens!” fügte Lunor grob hinzu. “Einen mit den besten Erzeugnissen unserer Psychoprophylaxe ausgestatteten Raum, in dem neurotische Kunden in Träume gewiegt werden, in denen sie die Realität für einige Zeit vergessen!”

Er räusperte sich.

“Kommen Sie nun endlich zur Beantwortung meiner Fragen!” Eysan nahm unwillkürlich eine steife Haltung an.

“Jawohl, Direktor! Noola kam fast täglich zu uns. Sie suchte Kontakt mit männlichen Kunden, ging mit ihnen in die Sensitivkinos, trank in den Bars und mietete dann jedesmal ein Zimmer.”

“Das sie zusammen mit einem Mann aufsuchte... ?”

Eysan errötete erneut. Dicke Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. Das Thema war ihm sichtlich peinlich.

“Äh.... ja... meist. Manchmal aber brachte sie auch zwei...”

“Was tat sie außerhalb des Hauses?”

“Sie schlief sich aus. Danach kam sie wieder zu uns. Ich wüßte nicht, daß es schon einmal anders gewesen wäre. Eine Ausnahme machte sie allerdings in längeren Zeitabständen. Sie bestellte sich alkoholische Getränke in ihre Wohnung und trank zwei Tage lang. Am dritten Tag schlief sie ihren Rausch aus, dann kam sie wieder in unser Etablissement.”

“Weiter!” drängte Lunor, als Eysan schwieg. “Wie stellten Sie fest, daß Noola in unsere Anstalt gebracht werden mußte?”

“Sie kam aus der Einzelkabine eines Sensitivkinos und rief fortwährend, sie sei Demorgatia, die Göttin des Spiralnebels, und wolle uns erlösen. Zwei meiner Aufsichtsmänner brachten sie in die Halle des Vergessens. Doch sie sprach auf die dortigen Mittel nicht an.”

“Kein Wunder!” Lunor warf Eysan einen ärgerlichen Blick zu. “Die Halle des Vergessens dient bekanntlich nur der Vorbeugung. Geheilt wird hier! Wenigstens versuchen wir es”, schwächte er ab.

“Jawohl, Direktor”, erwiderte Eysan hastig. “An dem Fehlschlag erkannten wir dann auch, daß Noola bereits schizophren war. Daraufhin ließ ich sie in einen Gleiter bringen und fuhr mit ihr hierher.”

Lunor senkte nachdenklich den Kopf. Fast fünf Minuten lang saß er nur da und sagte nichts.

“Derartige Sachen geschahen häufig, nicht wahr?” unterbrach er schließlich die Stille.

“Ich glaube ja, Direktor.”

“Sie haben mich nicht verstanden, Eysan. Ich möchte wissen, ob die Schizophrenie oft bei solchen Männern und Frauen ausbricht, die zuvor gerade unter dem Sensitivprojektor gelegen hatten.”

“Es scheint so, Direktor.”

Lunor winkte heftig ab.

“Gehen Sie jetzt. Und bringen Sie mir nicht so bald einen neuen Patienten. Wir sind bereits überbelegt.”

Als Eysan verschwunden war, wandte sich der Direktor wieder der Patientin zu. Lange Zeit sah er sie schweigend an, dann erhob er sich abrupt.

“Jossipor! Führen Sie die Untersuchung zu Ende. Ich möchte mich ein wenig in dem Etablissement dieses Eysan umsehen. Vielleicht steckt dort eine unerkannte Quelle des Übels... !”

Brausende Akkorde erfüllten die Luft über der Stadt Maa Duun. Die grüne Sonne stand hoch droben am blauen Himmel und zauberte eine Vielzahl farbiger Lichtreflexe auf die gläsernen Bauten der Stadt.

Lunor lächelte versonnen, als ein gelber Haarvogel so dicht an ihm vorbeisegelte, daß der Lufthauch sein Gesicht streifte. Auf dem gläsernen Vordach des Sanatoriums ließ sich der Vogel nieder, plusterte die haarfeinen Brustfedern auf und stimmte einen unvorstellbar zarten Gesang an. Reine Artgenossen auf den Dächern ringsum fielen ein.

Die Akkorde verklangen.

Es war, als hätten die nadelspitz in den Himmel ragenden Türme den Gesang der

Haarvögel vernommen und ihr Klingen eingestellt, damit es die spielerischen Melodien nicht störte.

Das Gesicht des Direktors wurde ernst, als er am anderen Ende Maa Duuns den gewaltigen glockenförmigen Bau sah. Ein blendendes Leuchten ging davon aus.

Der Tempel des Gedächtnisses... !

Lunor mußte sich abwenden, um nicht zu erblinden. Der Tempel des Gedächtnisses hütete sein Geheimnis gut. Niemand durfte den Glockenbau betreten. Wem es dennoch gelang, so hieß es, der verfiel dem Wahnsinn denn das Geheimnis des Tempels war so grauenhaft, daß es kein Gehirn fassen konnte. Selbst den Ältesten des regierenden Lun-Klans, die besondere Privilegien genossen, war der Zugang zur "Halle der ewigen Nacht" verwehrt, in der das Geheimnis verborgen sein sollte.

Lunor fühlte einen eisigen Schauer auf der Haut. Rasch schlug er den weiten Umhang mit den Symbolen seiner Stellung fester um sich.

Er hatte einen Wunsch verspürt, der nicht einmal gedacht werden durfte, sollte das, was über die Halle der ewigen Nacht wachte, nicht erbarmungslos zuschlagen.

Hastig schritt er aus, durchquerte den blühenden Park, atmete den betäubenden Duft unzähliger Blüten. Heute nahm er nichts davon wahr.

Am anderen Ende des Parks trat Lunor auf die Wartepattform. Sein Körpergewicht löste einen vollautomatisch ablaufenden Vorgang aus, und knapp eine halbe Minute später hielt dicht vor ihm ein Gleitertaxi.

Der Direktor stieg durch die sich öffnende Tür und nahm in einem der sechs breiten Schalensitze Platz.

"Zum Vergnügungshaus am Platz des Vergessens!" befahl er.

Mikrophone nahmen seinen Befehl auf, leiteten ihn weiter zu dem Steuergehirn unter der wulstigen Weichplastikverkleidung des Armaturenbretts.

Eine unartikulierte Stimme bestätigte.

Gleich darauf hob der elliptisch geformte Wagen lautlos vom Boden ab, glitt in einem Meter Höhe durch die Einfahrt und reihte sich in den Verkehr auf dem hundertfünfzig Meter breiten, fluoreszierenden Band einer Oberflächenstraße ein.

Innerhalb weniger Sekunden beschleunigte er auf zweihundert Stundenkilometer. Die Konturen der Häuser, der Parks und der Türme wurden zu verwaschenen Schemen. Im Gleiter aber blieb es völlig still, so lange, bis die Stille Lunor auf die Nerven ging und er die Außenmikrophone aktivierte.

Schrilles Pfeifen drang aus den Innenlautsprechern, nur noch übertönt von melodischen Akkorden. Wind war aufgekommen; er spielte mit den gläsernen Harfen der Türme.

Die Sonne schickte sich an, unter den Horizont zu tauchen. Die letzten Strahlen schossen gleich grünen Lichtlanzen zu den gläsernen Bauten, ließen sie gespenstisch erglühen und badeten die Spitzen der Türme für kurze Zeit in zuckendes Leuchtfeuer.

Der Gleiter bog nach wenigen Minuten in eine Untergrundstraße ein. Das Steuergehirn setzte die Geschwindigkeit herab. In dem breiten Tunnel herrschte gelbrote Helligkeit, sie vermittelte den Eindruck, als wäre man von einer Welt in eine ganz andere geraten.

Als das Fahrzeug Lunors wieder an die Oberfläche kam, war die Sonne bereits untergegangen. Nun leuchteten die Gebäude von innen heraus und verbreiteten eine nahezu schattenlose Helligkeit.

Kurz darauf hielt der Gleiter vor einem großen, gläsernen Haus. Lichtsymbole wiesen auf den Zweck des Hauses hin.

Lunor stieg aus und wartete, bis sein Fahrzeug wieder abfuhr. Er brauchte nichts zu bezahlen; niemand in Maa Duun benötigte Geld, um leben zu können.

Der Direktor kam selten hierher. Darum verweilte sein Blick minutenlang auf dem Brunnen im Zentrum des Platzes. Abstrakte Figuren richteten ihre Mäuler gen Himmel, in die Richtung, die der gleißenden Spirale des Andromedanebels abgewandt war. Hauchdünne Energiekaskaden schossen aus den Mundöffnungen, erzeugten ein bläuliches Flimmern, das sich irgendwo in der Nacht über der Stadt verlor.

Und wieder frevelte Lunor, indem er an etwas dachte, das tabu war für alle Bewohner Maa Duuns. Er überlegte, warum wohl die Energiekaskaden ausgerechnet dorthin zeigten, wo hinter den Sternen von ANDRO-Beta nichts anderes was als die große Dunkelheit, das Nichts...

Oder lag dort etwas anderes?

Warum war es verboten, daran zu denken?

Lunor kam zu keinem Ergebnis. Resignierend wandte er sich um und schritt auf das geöffnete Portal des Vergnügungshauses zu.

*

Die Fiktivwände in der Vorhalle versetzten die Anwesenden alle paar Augenblick in eine andere illusionäre Umgebung. Als Direktor Lunor sie betrat, glaubte er, am felsigen Ufer eines Meeres zu stehen, deren Wogen brüllend gegen die Klippen anrannten. Die Illusion war so vollkommen, daß er das Gefühl hatte, die glitzernden Schleier zerstäubten Wassers netzten seine Haut.

Etwa zwanzig Männer und Frauen standen in kleinen Gruppen beisammen. Sie unterhielten sich laut, und Lunor hörte heraus, daß sie überlegten, welchen Sektor des Vergnügungshauses sie zuerst aufsuchen sollten.

Aus dem schmalen Eingang zu einem Sensitivkino taumelten zwei Frauen und zwei Männer. Ihre Gesichter glühten noch von der Erregung, in die sie die Sensitivomaten versetzt hatten. Sie schienen volltrunken zu sein. Wankend verschwanden sie im Eingang einer Bar.

Lunor verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

Aus der Bar würden sie in das nächste Sensitivkino gehen, von dort aus vielleicht wieder in eine Bar oder in eine Showhalle - und von dort aus schließlich in irgendein Zimmer der oberen Stockwerke.

Dennoch: Die Dekadenz allein konnte nicht die Ursache für die immer mehr zunehmenden Fälle von Schizophrenie sein!

Er überlegte, ob er Eysan rufen lassen sollte, damit er ihm den Weg zu der Einzelkabine wies, die Noola benutzt hatte, kurz bevor sich ihr Geist verwirrte. Doch dann wurde ihm klar, wie wenig das helfen würde; es gab Hunderttausende möglicher Programmkombinationen, und niemand konnte wissen, welche Noola zuletzt verwendet hatte.

Lunor erkannte, daß ihm nur der Zufall helfen konnte, die Spur zu finden.

Entschlossen wandte er sich dem Sensitivkino zu, dessen Eingang ihm am nächsten

lag.

Plötzlich fühlte er eine Hand auf seinem Unterarm. Eine Wolke aufdringlich duftenden Parfüms wehte ihm ins Gesicht.

Er drehte sich um und musterte die Frau, die sich an seine Seite gedrängt hatte. Ihr Gesicht war puppenhaft ausdruckslos, ihr Lächeln starr und maskenhaft. Wahrscheinlich kannte sie alle Illusionen des Vergnügungshauses und vermochte ihnen keinen Reiz mehr abzugewinnen.

“Was wollen Sie?” fragte er abweisend.

“Nehmen wir zusammen eine Kabine im Sensitiv?” fragte sie.

Lunor bemühte sich, nicht die Beherrschung zu verlieren.

“Tut mir leid”, sagte er schulterzuckend, “leider habe ich schon eine Verabredung.”

Sofort ließ sie seinen Arm los.

“Na, dann vielleicht ein andermal!”

Sie schlenderte auf eine Gruppe von drei Männern zu, die soeben durch den Haupteingang kamen...

Lunor beeilte sich, aus der Vorhalle herauszukommen.

Ein Gleitband brachte ihn zu einem abwärts führenden Antigravlift. Er sank etwa drei Stockwerke tief. Verirren konnte er sich nicht; der Liftschacht besaß nur den einen Ausgang.

Nachdem er etwa zehn Meter gegangen war, kam er in eine kleine Kuppelhalle.

“Wünschen Sie Gemeinschaftssaal oder Einzelkabine?” schnarrte die Stimme eines unsichtbaren Automaten.

“Einzelkabine, bitte!” befahl Lunor.

“Dann treten Sie bitte in den leuchtenden Kreis!”

Mitten in der Halle bildete sich auf dem Boden ein etwa zwei Meter durchmessender Kreis aus weißem Licht.

Direktor Lunor fühlte sich nicht wohl, als er zögernd auf den Kreis zuschritt. Zwar wußte er, daß im Innern des Kreises ein unsichtbares Transmitterfeld aufgebaut worden war, aber niemand in Maa Duun vermochte genau zu sagen, wie ein Transmitter funktionierte.

“In den Kreis hinein, bitte!” erklärte der Automat. Lunor atmete tief durch, dann trat er in den weißen Kreis.

Im nächsten Augenblick fand er sich in einem schwach erhellten Raum wieder. Die Wände waren kahl bis auf eine, an der sich der Programmierungsteil einer Positronik befand. Davor stand ein breiter Schalensessel, und über dem Sessel schwebte eine matt rötlich glühende Haube.

Lunor schluckte.

Er lauschte der Stimme einer Automatik, die ihm die Benutzung des Sensitivs schilderte.

Als die Stimme verklang, setzte er sich behutsam in den Sessel.

Sofort flammte der Kontrollschirm auf.

Zögernd senkten sich Lunors Hände über die Programmierungstasten.

Der Bildschirm informierte ihn optisch über die Illusionskomposition, die er zusammenstellte.

Als es ihm genug erschien, lehnte er sich zurück und drückte den Aktivierungsknopf an

der rechten Sessellehne.

Der Kontrollturm erlosch. Summend senkte sich die Haube über seinen Schädel.

Und dann befand sich Direktor Lunor in einer anderen Welt... !

*

Wer auch immer Baar Lun, Elena Jossipowa und Finch Eyseman ermordet hatte, er hatte dafür gesorgt, daß sein Fluchtweg nicht so leicht entdeckt werden konnte.

Zu dieser Erkenntnis kam Michael Vorbeck, nachdem er fast eine Stunde lang die Wände des "unterirdischen" Raumes untersucht hatte.

Die Suche wurde allerdings erschwert durch die Individualsphäre, die von organisch lebenden Dingen nicht durchstoßen werden konnte, sondern nur von scharf gebündelter Impulsenergie. Es war dem Leutnant nicht möglich, die Wände mit den Händen abzutasten, und auch das Kombigerät in seinem Helm, das beliebig als Mikrowellentaster, Laserreflexor und Ultraschallbildwandler zu arbeiten vermochte, ersetzte niemals das feine Tastgefühl menschlicher Fingerspitzen.

Und die Energiesphäre getraute sich Michael nicht auszuschalten. Er hatte gesehen, wie die Waffe der Unbekannten wirkte und war sicher, daß ihn nur die Sphäre davor geschützt hatte, das gleiche Schicksal wie Lun und seine beiden Gefährten zu erleiden. Sicher warteten die Unbekannten nur darauf, daß er seinen Schutzschirm abschaltete. Dennoch kam er keine Sekunde lang auf den Gedanken, die Suche aufzugeben. Zorn und Trauer erfüllten ihn gleichermaßen.

Es mußte einen Weg zu den Mördern geben!

Er rief Samson Caluga über Helmtelkom.

Als das schwarze Gesicht des Kameraden auf dem winzigen Bildschirm erschien, sagte er: "Ich komme jetzt zurück. Beobachten Sie bitte die Umgebung der Höhle besonders genau, Samson. Es könnte sein, daß man meine Rückkehr benutzt, um einen Schlag gegen das Schiff zu führen. Im Notfall müssen Sie den Schutzschirm aktivieren."

Caluga blickte entsetzt drein.

"Aber dann kommen Sie nicht hinein, Mischa!"

"Lassen Sie das meine Sorge sein", wehrte Vorbeck den Einwand ab. "Solange meine Sphäre eingeschaltet ist, droht mir keine Gefahr. Ich komme jetzt!"

Er warf noch einen scheuen Blick auf die Überreste der zwei Männer und der Frau. Dann wandte er sich um und stellte sich in das Feld des Antigravschachtes.

Er lächelte grimmig, als nichts geschah. Die Unbekannten hatten also das Antigravitationsfeld abgeschaltet, um ihm den Rückweg zu versperren!

Ohne Hast aktivierte Michael das Rückstoßaggregat und ließ sich vom Impulsstrahl zum Ausstieg tragen.

Dort stand er allerdings einem echten Problem gegenüber. Er mußte die Sphäre ausschalten, um den schmalen Gang passieren zu können. Natürlich konnte er auch darauf vertrauen, daß der Kontakt zum Verdampfen der Fels- und Eiswände führte, nur barg das ein gewisses Risiko in sich. Niemand konnte ihm sagen, ob die Entladungen zwischen Energieschild und Materie nicht zu einem Einsturz führten, der ihn lebendig begrub.

Michael Vorbeck verspürte ein beklemmendes Gefühl in der Magengegend, als er

seine Sphäre ausschaltete. Mit verkrampften Muskeln stand er einen Herzschlag lang unbeweglich da.

Nichts geschah.

Er atmete auf.

Demnach vermochten die Unbekannten ihre heimtückische Waffe nur in der unteren Halle einzusetzen. Es war außerordentlich wichtig, das zu wissen.

Michael eilte durch den Gang und erreichte den Ausgang in dem Augenblick, in dem sich der Schutzschirm der Space-Jet aufbaute.

Gebendet wich er zurück.

Eine heiße Druckwelle fauchte in die Höhle und ließ das Eis milchig werden.

Leutnant Vorbeck schaltete seine Sphäre ein.

Die Space-Jet schoß plötzlich etwa fünfzig Meter empor und kam wieder zum Stillstand.

Ein blendend heller Energiefinger zuckte schräg abwärts. Krachend entlud sich die Energie des Impulsgeschützes. Der Boden schwankte einige Sekunden lang.

Das diskusförmige Schiff kippte jäh nach vorn und flog auf die Stelle zu, an der der Energiestrahл eingeschlagen hatte.

Michael schwebte bis zu dem kleinen Plateau und blickte über den Rand nach unten. Aus der Hülle der Space-Jet brach jetzt ein stark gefächerter, blaßgrüner Strahl. Wolken molekularen Gases ballten sich am Fuße des Berges: Materie, die ihrer Bindungsenergie beraubt worden war.

Michael Vorbeck wartete.

Eine Viertelminute später erlosch der Desintegratorstrahl. Die Space-Jet stieg wieder nach oben; das Flimmern ihres Energieschirmes verschwand. Kurz darauf konnte Michael in die Schleuse treten.

Samson Caluga blickte ihm in der Zentrale mit verkniffenem Gesicht entgegen.

“Worauf haben Sie geschossen?” fragte Vorbeck.

Caluga verzog die wulstigen Lippen zu einem zornigen Grinsen.

“Auf eine Maschine vermutlich. Etwas, das aus Metall bestand, tauchte unten am Fuß des Berges auf. Ich habe sofort das Feuer eröffnet.”

“Und - haben Sie es getroffen?”

“Keine Ahnung, Mischa. Aber wenn ich es vielleicht auch nicht vernichten konnte, so entdeckte ich doch etwas anderes, das für unsere Suche nach dem Unbekannten wichtig sein dürfte. - Wenn Sie bitte Platz nehmen wollen... !

Michael nickte und ließ sich im Sessel des Feuerleitoffiziers nieder. Gedankenverloren ließ er seinen Blick über die verschiedenfarbigen Knöpfe und den Zielschirm schweifen. Wenn er hier gesessen hätte, als die Maschine auftauchte, wäre ihnen der Abschuß sicherlich gelungen. So aber hatte Samson viererlei zur gleichen Zeit tun müssen: den Schutzschirm aktivieren, das Schiff in Schußposition bringen, auf die Waffenschaltungen des Kommandantenpultes umschalten und feuern. Das gab einem Gegner natürlich Zeit genug, sich wieder zurückzuziehen - noch dazu, wenn der Gegner wirklich eine Maschine gewesen war.

Als die Space-Jet abhob, aktivierte Leutnant Vorbeck vorsichtshalber den Schutzschirm erneut. Caluga steuerte das Diskusschiff dicht am Eishang abwärts und setzte es nahe der Stelle auf, an der die letzten Gaswolken im Wind zerflatterten.

Er brauchte nichts weiter zu tun.

Michael Vorbeck entdeckte den freigelegten Zugang des Stollens augenblicklich.

*

Ringsum war das absolute Nichts.

ER aber fühlte, daß ER war. Seine Gedanken irrten umher, suchten einen Anhaltspunkt. Aber sie fanden nichts.

Ein Wunschbild stieg vor seinem geistigen Auge auf. Er konzentrierte sich und nahm sich vor, etwas nach seinen Gedanken und Vorstellungen zu formen.

Nachdem das Gedankenbild sich dem Geist eingeprägt hatte, tief genug, damit es auch das Unterbewußtsein erreichte, schlief ER ein.

ER träumte von einer riesigen Stadt und schuf sich dazu intelligente Wesen, die sie bewohnten, sowie Tiere und Pflanzen in verschwenderischer Fülle.

Und ER ließ sie handeln nach seinem Willen.

Doch als der Traum verwehte, als ER erwachte, und als ER um sich blickte, da war nichts mehr geblieben, weder von der Stadt noch von ihren Bewohnern...

*

Lunor lag fast eine halbe Stunde mit offenen Augen in dem Schalensessel vor dem Sensitivprogrammierer. Die Haube über seinem Kopf summt nicht mehr. Doch er merkte es nicht mehr. Seine Gedanken weilten bei dem künstlich erzeugten Traum...

Die Stimme des Automaten riß ihn unsanft aus seinen Grübeleien.

“Fühlen Sie sich nicht wohl?”

Lunor richtete sich schwerfällig auf.

“Ich bin schon in Ordnung!” antwortete er hastig.

Das fehlte noch, daß man ihn eventuell in sein eigenes Sanatorium einlieferte!

Dabei wußte er ganz genau, daß er nicht unter Bewußtseinsspaltung litt. Er kannte die Symptome der Schizophrenie gut genug, um sich selbst prüfen zu können.

Nein, er war geistig gesund.

Und dennoch... !

Der Sensitivprojektor hatte ihm die Stadt Maa Duun vorgegaukelt - und ihm die Halluzination gegeben, daß er - Lunor - sie durch seine Träume geschaffen habe.

Er schüttelte den Kopf.

Es war eine Verneinung der unausgesprochenen Frage, ob dieser Traum bei Noola den Ausbruch der Schizophrenie bewirkt haben könnte.

Was war schon Besonderes daran, daß er sich als das höchste Wesen gefühlt hatte? Als den Schöpfer des Universums? Daß die Stadt und ihre Bewohner Traumerzeugnisse eines Träumers gewesen waren?

Das alles ließ sich ganz einfach damit erklären, daß er selbst den Traum programmiert hatte und daß der Sensitivprojektor also nur seine Befehle ausführte.

Welche andere Bedeutung sollte er dem Geschehen beimessen? Alles war nicht mehr gewesen als das Produkt seiner eigenen Phantasie.

Es mochte selbstverständlich möglich sein, daß bei jemandem, der die Schizophrenie

bereits latent in sich trug, eine solche Sensitiv-Vorstellung den letzten Anstoß zum Ausbruch der Krankheit gab. So konnte es sich bei Noola verhalten haben - und vielleicht auch noch bei anderen.

Lunor stützte den Kopf in die Hände und versank wieder in dumpfes Brüten.

Und doch: Irgend etwas an der Stadt Maa Duun störte ihn. Nicht, daß sie ihm plötzlich fremd erschienen wäre. Sie war ihm vertraut, aber doch nicht so stark, als hätte er schon immer in ihr gelebt. Irgendwie handelte er nicht ganz so, wie er eigentlich handeln wollte. Es kam ihm vor, als stünde er unter einem geistigen Zwang, einem Zwang allerdings, der sehr behutsam eingesetzt wurde.

Erneut vernahm er eine Stimme. Doch es war nicht die Stimme des Automaten, sondern die Stimme seines eigenen Unterbewußtseins, die lautlos zu ihm sprach.

Der Tempel des Gedächtnisses! flüsterte es ihm zu.

“Er ist tabu für alle, die nicht zu den Ältesten des Lun-Klans gehören”, murmelte Lunor.

Aber auch die Ältesten sind nicht anders als du. Wenn sie den Tempel betreten dürfen, ohne daß ihnen etwas zustößt, dann kannst du es auch!

Lunor schauderte zusammen. Selbst wenn ich es schaffte, was würde mir das nützen? Worin bestünde der Sinn? Die Halle der ewigen Nacht ist für alle gesperrt, und nur in ihr liegt die Wahrheit verborgen!

Woher willst du wissen, ob die Halle der ewigen Nacht wirklich gesperrt ist? Keiner hat je versucht, sie zu betreten. Versuche du es!

Es gibt einen guten Grund, warum niemand die Halle der ewigen Nacht betreten darf. Die Wahrheit würde seinen Geist töten.

Wirklich... ?

“Jeder weiß es.”

Niemand weiß es. Nur die Warnung ist da. Aber selbst wenn sie zuträfe, du vermagst den Bann zu brechen.

“Warum ich?”

“Achtung!” schnarrte die Automatenstimme. “Wenn Sie kein neues Sensitivprogramm wünschen, werden Sie gebeten, die Kabine freizumachen!”

Lunor zuckte so heftig zusammen, als hätte man ihm Eiswasser über den Kopf geschüttet.

Verwirrt starrte er um sich.

Was war das eben gewesen? Hatte er laut gedacht? Waren seine geheimsten Gedanken von dem Automaten erfaßt worden?

“Zweite Aufforderung!” krachte es in größerer Lautstärke als zuvor aus den verborgenen Lautsprechern. “Sie werden gebeten, entweder ein neues Programm zu wählen oder die Kabine freizumachen!”

Lunor erhob sich überhastet.

“Ich gehe”, murmelte er. “Verzeihung, bitte!”

“Vielen Dank!” gab die Maschine zurück.

Lunor stürzte vorwärts, um einen eingebildeten Ausgang zu suchen. Doch bevor er die Wand erreichte, wechselte die Umgebung. Die Automatik hatte ihn mit einem Transmitterfeld in die Empfangshalle des Sensitivkinos zurücktransportiert.

Wie im Traum wankte er zum Antigravschacht, ließ sich emportragen und vertraute

sich dem ersten besten Transportband an, auf das er stieß. Es trug ihn zu einer exotisch ausgestaffierten Tanzbar. Ein anderer Gast bemerkte seine Unsicherheit und geleitete ihn zu einer Nische.

Ohne zu überlegen, betätigte Lunor die Wähltasten des Getränkeautomaten.

In dieser Nacht betrank er sich zum erstenmal in seinem Leben.

Er merkte nichts davon, daß gegen Mitternacht seine Assistentin Jossipor erschien und ihn hinausführte, in ein Gleitertaxi verfrachtete und nach Hause brachte.

*

Er wachte mit rasenden Kopfschmerzen auf.

Als er die Augen öffnete, drehte sich alles um ihn. Dennoch erkannte Lunor, daß er sich nicht in seiner eigenen Wohnung befand.

Von irgendwoher erklang gedämpfte Musik. Der Duft frischen Axar-Absuds stieg ihm in die Nase. Er versuchte sich zu erheben und machte dadurch alles nur noch schlimmer.

Ächzend sank er in den Gravotank zurück und schloß die Augen. Das Gefühl, in einem unablässig kreiselnden Gleiter zu sitzen, ließ erst nach einigen Minuten nach.

Diesmal drehte sich das Zimmer nicht ganz so schnell um ihn. Seine Finger ertasteten die Schaltleiste. Die Form des Gravofeldes veränderte sich und ließ ihn sanft mit den Füßen voran zu Boden gleiten.

Taumelnd klammerte er sich an der Kante des ovalen Tischchens fest. Verschwommen erkannte er eine linsenförmige Ampulle auf der Tischplatte. Mit zitternden Fingern griff er danach und preßte sie sich gegen den Nacken.

Innerhalb weniger Sekunden verschwanden die Kopfschmerzen. Der Blick klärte sich, und die scheinbaren Bewegungen der Wände und Gegenstände wurden langsamer, bis sie gänzlich zur Ruhe kamen.

Lunor löste die leere Ampulle und legte sie auf den Tisch zurück.

Danach sah er sich genauer um.

Die Einrichtung des Zimmers deutete darauf hin, daß es einer Frau gehörte, einer Frau mit einem sehr konservativen Geschmack, denn der gläserne Boden war mit großen, schwellenden Teppichen ausgelegt. Ausgewählte Gemälde hingen an den Wänden, und der einseitig transparente Teil der Außenwand war durch Plastikvorhänge verdeckt.

Lunor fragte sich vergeblich, wie er in die Wohnung einer Frau gekommen war. Er errötete bei der Vermutung, irgendeine der Frauen, die im Vergnügungshaus nach Männerbekanntschaften suchten, könnte ihn dazu gebracht haben, mit ihr zu gehen. Diese Vorstellung entsetzte ihn. Immerhin aber vermochte er sich an nichts mehr zu erinnern - außer daß er nach dem Besuch des Sensitivkinos in einer Bar gelandet war. Ein glockenhelles Lachen ließ ihn herumfahren.

“Jossipor... !”

Jossipor schlug sich mit der flachen Hand auf den Mund und errötete.

“Verzeihung, Direktor! Ich wollte Sie nicht kränken. Es war reiner Übermut, daß ich lachte.”

Lunor winkte ab. Mit gefurchter Stirn fragte er: “Ich verstehe nicht ganz, wie ich

hierher gekommen bin. Können Sie mich bitte darüber aufklären, Jossipor?"

Über das Gesicht seiner Assistentin huschte ein Schatten.

"Ich habe Sie aus einer Bar des Vergnügungshauses am Platz des Vergessens geholt, Direktor. Sie... Sie hatten ein wenig zu viel getrunken."

"Ein wenig zu viel getrunken, ist eine glatte Untertreibung, Mädchen."

"Ja, und da dachte ich eben, es sei besser, Sie nach Hause zu bringen."

"Nun, mein Zuhause ist meine Wohnung. Warum luden Sie mich nicht einfach dort ab?"

Jossipor errötete erneut. Sie schüttelte heftig den Kopf.

"Es wäre unverantwortlich gewesen, Sie in diesem... Zustand allein zu lassen. Ich mußte Ihnen eine Kompensationsspritze geben und... und ich wollte mich auch bereithalten, falls Komplikationen eintreten sollten. Ja, und wo hätte ich besser auf Sie aufpassen sollen als hier?"

"Hm, ja!" brummte Lunor verlegen. "Da muß mein Zustand ja schrecklich gewesen sein und..."

"Das dürfen Sie ruhig laut sagen!" entfuhr es Jossipor. "Ich meine, Sie waren eben hilfsbedürftig, Direktor."

"Schon gut", erwiderte Lunor bedrückt. "Es tut mir leid, daß ich mich nicht beherrscht habe."

"Menschen, die sich immer beherrschen und nur beherrschen, sind mir ganz und gar nicht sympathisch", erklärte Jossipor mit Nachdruck.

Er blickte sie prüfend und ein wenig argwöhnisch an, dann zuckte er die Schultern.

"Jedenfalls bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, Jossipor. Ich... ähem... habe da vorhin den Duft frisch gebrühten Axars gerochen. Könnte ich, dürfte ich wohl..."

"Ich freue mich, Ihnen etwas anbieten zu können, Direktor. "Würden Sie bitte kommen?"

"Gern. Ja, und Sie dürfen mich ruhig Lunor nennen, Mädchen."

Jossipors Augen verdunkelten sich.

"Danke, Lunor!" hauchte sie. Rasch wandte sie sich ab, damit er an ihrem Gesicht nicht die Gefühle ablesen konnte, die sie gleich einer Woge überschwemmten. Anscheinend ist es von seiner Seite aus nur eine Formalität, dachte sie bedrückt und fühlte dabei einen brennenden Schmerz, der bis in die Fingerspitzen pulsierte.

Lunor merkte nichts davon.

Als sie beim Axar saßen - es war die Schale nach dem Frühstück - fixierte Lunor seine Assistentin plötzlich scharf.

"Was halten Sie von der Halle der ewigen Nacht?" fragte er schroff.

Erst hinterher kam es ihm zu Bewußtsein, daß er bereits damit, daß er den Namen aussprach, einen schwerwiegenden Frevel begangen hatte.

Jossipor wurde abwechselnd rot und blaß.

"Vergessen Sie es!" sagte Lunor hastig. "Bitte, vergessen Sie es sofort!"

Allmählich erholte sie sich vom ersten Schreck.

"Es ist nicht nötig, daß ich es vergesse, Lunor. Niemand wird von mir etwas darüber erfahren."

"Aber Sie machen sich mitschuldig, wenn Sie..."

"Das bin ich schon!" stieß Jossipor erregt hervor. "Auch ich habe mir oft Gedanken

über den Tempel des Gedächtnisses und die Halle der ewigen Nacht gemacht.”
Lange Zeit sagten sie kein Wort. Sie blickten sich stumm in die Augen, als könnte einer darin die Gedanken des anderen lesen.
Dann sagte Lunor mit brüchiger Stimme: “Sprechen Sie bitte niemals in Anwesenheit Fremder darüber.” Seine Stimme klang plötzlich hart und entschlossen. “Aber ich werde die Wahrheit finden - und nichts soll mich daran hindern!”

*

“Was wollen Sie tun, Lunor?” fragte Jossipor.
Er bemerkte verwundert das Zittern ihrer Hände und die Angst in ihren Augen.
Hatte sie etwa Angst um ihn?
Er lachte rauh.
“Es wird besser sein, wenn Sie nichts davon wissen, Mädchen. - Aber jetzt wollen wir uns beeilen, damit wir nicht gar zu spät ins Sanatorium kommen!”
Er erhob sich rasch und ging voraus zur Garderobe, legte ihr den Umhang über die Schultern und warf sich seinen eigenen Umhang flüchtig um.
Nebeneinander sanken sie im Antigravlift ins Erdgeschoß, traten auf den Vorplatz hinaus und warteten, bis ein Gleitertaxi vorfuhr.
Lunor blieb die ganze Strecke über schweigsam. Hinter seiner hohen Stirn woben die Gedanken an einem Bild. Aber mehr als vage Umrisse vermochten sie nicht zu zeichnen.
Immer blieb als letzte Antwort auf jede Frage nur der Ausweg, die Halle der ewigen Nacht aufzusuchen.
Als er in seinem Arbeitszimmer verschwinden wollte, legte Jossipor ihm ihre Hand leicht auf den Arm.
Erschrocken fuhr er aus seinen Gedanken auf.
Sie lächelte.
Doch als sie seine finstere Miene sah, verschwand das Lächeln wie weggewischt. Ihre Augen schimmerten feucht; sie nahm die Hand von seinem Arm und fragte mit matter Stimme: “Was kann ich für Sie vorbereiten, Lunor?”
“Vorbereiten... ?” fragte er geistesabwesend. “Ach so! Bringen Sie bitte den neuen Fall, diese Noola, in den Sitzungsraum.”
Jossipor ging durch die Halle davon. Mit gewölbten Brauen sah ihr Lunor nach.
Irgend etwas verbarg seine Assistentin vor ihm.
Er trat schulterzuckend durch die sich öffnende Tür.
Nun, vielleicht hatte sie sich in einen Mann verliebt.
Vor sich hin murmelnd legte er seinen Umhang ab und ließ sich in den Sessel hinter dem geschwungenen Schaltpult fallen.
Sorgfältig überprüfte er die Diagnosebänder, die die Maschine am Vortage von Noola aufgenommen hatte.
Fast eine halbe Stunde lang ließ er die Gedankenbilder über den Diagnoseschirm laufen.
Als er den Apparat ausschaltete, nickte er.
Seine erste Vermutung bestätigte sich. Noolas Wahn, Demorgatia aus dem Spiralnebel

zu sein, war nur eine Art Notbremse des Unterbewußtseins, geschaffen zu dem Zweck, eine noch schlimmere Wahnvorstellung zu überlagern und nicht bis ins gespaltene Bewußtsein vordringen zu lassen.

Grübelnd spielte er mit einem Magnetschreiber.

Durfte er unter diesen Umständen eine Sitzung durchführen? Konnte er es riskieren, die zuunterst liegende Wahnvorstellung heraufzuholen in Noolas Bewußtseinsinhalt, um die Wahrheit zu erfahren, die wahre Ursache für den Ausbruch der Krankheit... ?

Mit scharfem Knacken zerbrach der Stift.

Lunor ließ die Bruchstücke einfach fallen. Schwerfällig erhob er sich, so als zögere er noch immer. Aber je näher er der Tür kam, desto mehr straffte sich seine Haltung und desto mehr festigte sich sein Schritt.

Es mußte sein!

Er mußte die noch größere Gefahr für seine Patientin heraufbeschwören, um ihr und anderen helfen zu können.

Falls das überhaupt möglich war...

Unterwegs zum Sitzungsraum traf er Mahaar, einen Kollegen, der ihn vertrat, wenn er abwesend war.

Mahaar berichtete über vier Neueinlieferungen. Es handelte sich um drei Männer und eine Frau, und wieder war die latente Schizophrenie ins akute Stadium getreten, nachdem sie Sensitivkinos verschiedener Vergnügungshäuser besucht hatten.

Mit verkniffenem Gesicht ging Lunor weiter. Ein ganz bestimmter Verdacht, gestern noch verworfen, nahm wieder Gestalt an.

Er mußte das Rätsel lösen, wenn nicht ganz Maa Duun zu einem riesigen Irrenhaus werden sollte!

Er fand Noola bereits in der Isolierkammer des Sitzungsraumes vor. Jossipor war bei ihr und redete ihr beruhigend zu.

Noola sah etwas besser aus als gestern, stellte Lunor fest. Aber das täuschte ihn nicht über den Ernst ihrer Erkrankung hinweg.

“Wie gehen wir vor, Lunor?” fragte seine Assistentin.

Er strich Noola über das Haar, dann wandte er sich um und flüsterte in Jossipors Ohr, so daß seine Patientin nichts verstehen konnte: “Verstärkungstherapie mit Schockbehandlung auf dem Höhepunkt.”

Jossipor erbleichte.

“Das wäre grausam. Wir könnten sie unter Umständen völlig zerbrechen.”

Er zuckte die Schultern. Energisch verdrängte er das aufkommende Mitleid.

“Ein Risiko besteht selbstverständlich. Vielleicht aber legen wir durch unsere Methode jene Schicht des Unterbewußtseins bloß, die sich bisher verbirgt.”

Er zog einen Hocker heran und setzte sich darauf, dicht vor Noola, so daß ihr Blickfeld auf sein Gesicht begrenzt wurde. Behutsam, fast zärtlich, strich er über ganz bestimmte Linien ihres Gesichts. Dabei redete er beruhigend auf sie ein.

Allmählich schwand die Verkrampfung aus ihren Zügen. Die krankhaft verengten Pupillen weiteten sich. Ein schwaches Beben ging durch ihren Körper. Obwohl die Zärtlichkeit teils gespielt war und teils einem tiefen Mitleid entsprang - sie berührte etwas in der Psyche der Frau, das längst aus ihrem Leben geschwunden gewesen war. So hielten sie Zwiesprache: er mit dem Mund, mit Gesten und mit Mimik seines

Gesichts - sie mit den Augen.

Sie war ganz und gar Demorgatia, die Göttin aus dem Spiralnebel der Andromeda...

Und dann wechselte Lunor die Behandlungsmethode so abrupt, zerstörte das Lügengewebe ihres Unterbewußtseins derart brutal, daß Demorgatia nicht länger existieren konnte.

Aber bevor Noola bewußtlos wurde, brach es aus den tiefsten Tiefen ihres Unterbewußtseins heraus mit der Urgewalt einer Eruption; die wirkliche Ursache ihrer Bewußtseinsspaltung kam zum Vorschein.

Lunor und Jossipor lauschten - ganz im Banne dessen, was sie hörten.

Als die Patientin in ihre Zelle zurückgetragen wurde, waren die Gesichter des Direktors und seiner Assistentin ernst, sehr ernst.

Sie hatten erkannt, daß keiner der Bewohner Maa Duuns aus sich selbst heraus handelte, sondern unter einem gnadenlosen Zwang stand - einem Zwang, dessen Ausgangspunkt nur an einer Stelle liegen konnte: In der Halle der ewigen Nacht... !

7.

“Es gibt nur eine Möglichkeit”, sagte Leutnant Michael Vorbeck ruhig.

“Einer allein würde mit großer Wahrscheinlichkeit scheitern. Wir müssen beide gehen.” Seine blauen Augen strahlten plötzlich unerbittliche Härte aus. “Wir schicken unser Schiff in einen Orbit um Greenish-7, nachdem wir den Autopiloten so programmiert haben, daß er vierundzwanzig Stunden nach dem Start allein nach Gleam zurückfliegt - wenn wir ihn nicht vorher mit Hilfe der Fernsteuerung herabholen!”

Er wandte sich um und sah seinen Kameraden an.

Das Gesicht Leutnant Samson Calugas hatte sich in den letzten Stunden merkbar verändert. Aller Übermut war daraus gewichen und hatte einem entschlossenen Ernst Platz gemacht.

“Ich sehe ein, daß wir nur so und nicht anders handeln können, Mischa!” erwiderte er leise.

“Dann wollen wir beginnen!” sagte Michael Vorbeck.

Sie programmierten den Autopiloten, gaben einen neuen Bericht aller Vorgänge, die sich seit ihrer Ankunft auf Greenish-7 ereignet hatten, auf Speicherkristall und legten ihre Ausrüstung zurecht.

Michael dachte dabei an die deformierten, halb zerfallenen Toten, die in der Kühlkammer lagen. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzuschreien vor Schmerz.

Elena Jossipowa - er hatte sie geliebt. Er hatte sie geliebt, ohne jemals auf Erfüllung hoffen zu dürfen.

Denn Elenas Zuneigung galt Baar Lun - hatte ihm gegolten. Nun waren sie auf grauenhafte Weise vereinigt worden, ohne daß der Modul etwas von Elenas heimlicher Liebe gespürt hatte.

Er blickte auf, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Erst da bemerkte er,

daß ihm die Tränen über das Gesicht liefen.

“Wir können nichts mehr daran ändern, Freund”, sagte Samson mit rauher, trockener Stimme.

Michael riß sich gewaltsam zusammen. Mit dem Ärmel seiner Bordkombination wischte er die Tränen fort. Er schämte sich ihrer nicht. Doch jetzt war nicht die Zeit für Sentimentalitäten!

“Komm!” stieß er hervor.

Ohne daß sie es gewahr geworden waren, duzten sich die beiden jungen Offiziere. Sie waren sich sehr nahegekommen auf Greenish-7, einer erstarrten Welt voller Geheimnisse und Gefahren.

Die Kampfkombinationen behinderten ihre Bewegungen nicht. Sie schmiegt sich dicht an die eng am Körper liegende, atmungsaktive Plastikhaut der Unterkombination: silbergraues Metallplastikgewebe mit den Symbolen der Raumflotte des terranischen Imperiums. Es schützte ihre Körper vor Kälte und Hitze, Giftgas und Vakuum, und es war nicht der einzige Schutz. Auf dem Rückenteil hingen die Mikroaggregate für Lufterneuerung, Klimaregelung, Impulsantrieb und Antigravprojektion. Dazu kam ein Projektor für den Individualschutzschirm, der sich sphärenartig um seinen Träger spannte, wenn er aktiviert wurde - und der die Funktionen eines hermetisch schließenden Raumanzugs in idealer Weise erfüllte. Wasser und Konzentrate, Medikamente und Stimulantia vervollständigten die Ausrüstung.

Dann kamen die Waffen.

In großen Gürtelhalftern trugen die Männer je einen Impulsstrahler und einen Desintegrator. Vor der Brust hing der glatte Metallzylinder eines Hypnostrahlers und in den zahlreichen Außentaschen der Kampfkombination waren Spreng- und Thermalbomben der Miniatúrausführung, Gas- und Nebelwerfer, Terkonitmesser und Giftampullen verstaut.

Als Vorbeck und Caluga die Space-Jet verließen, trugen sie zusätzlich jeder einen schweren, meterlangen Desintegrator, dessen erhebliches Gewicht durch eingebaute Antigravaggregate fast völlig aufgehoben wurde.

Hinter ihnen schloß sich die Bodenschleuse.

Eiskristalle und -Splitter knirschten unter ihren Stiefeln, als sie in die Deckung eines Bodenspalts hasteten.

Michael Vorbeck ließ seinen Desintegrator fallen und riß das Fernsteuergerät aus der Gürtelhalfterung; einen flachen Spezialtelekom von der Größe zweier Zigarettenschachteln. Die behandschuhten Finger tippten einen bestimmten Rhythmus auf die Sendeköpfe.

Als Michael die Hand zurückzog, erhob sich fünfzig Meter entfernt ein gedämpftes Tosen. Grelles Licht hüllte die bizarre Eislandschaft in kalkiges Weiß. Ein diskusförmiger Schatten huschte gen Himmel, eine Flammenspur und krachende Schallwellen zurücklassend.

Die beiden Männer waren allein!

Aber nur kurz fuhr der Gedanke daran durch ihre Gehirne.

Leutnant Vorbecks Wangenmuskeln spannten sich. Er warf einen raschen Blick auf Caluga und sah, daß der Freund das dünne, fünfzig Zentimeter lange Teleskoprohr

ausgezogen und ein zigarrenförmiges Gebilde mit vier kurzen Stabilisierungstragflächen auf das eine Rohrende gesteckt hatte.

“Fertig?”

“Fertig!” gab Caluga zurück.

“Feuer!”

Leutnant Caluga legte das Rohr über seine rechte Schulter und preßte den Daumen auf einen roten Knopf.

Eine lange Flammenlanze brach aus der hinteren Rohröffnung. Fauchend verschwand das geflügelte Projektil in Richtung auf die Stollenmündung.

Die beiden Offiziere warteten die Wirkung nicht ab. Nur größte Schnelligkeit konnte den Plan gelingen lassen. Sie mußten das entstandene Überraschungsmoment ausnutzen. Der unbekannte Gegner hatte mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit damit gerechnet, daß die Terraner einen Vorstoß in den freigelegten Tunnel planten, nachdem einer von ihnen in der Felsenhalle nicht weitergekommen war.

Doch Vorbeck und Caluga waren sowohl durch die theoretische als auch praktische strategisch-taktische Schulung der Imperiumsflotte gegangen.

Sie aktivierten ihre Energiesphären, Impulstriebwerke und Antigravprojektoren. Gleich zwei leuchtenden Feuerkugeln fegten sie an der Eiswand empor und verschwanden im Eingang der oberen Höhle.

Sie schalteten die Sphären erst aus, als die ersten Entladungsblitze aufzuckten, hervorgerufen durch die Berührung der Energieschirme mit den Höhlenwänden.

Von da an stürmten sie vorwärts, erreichten den Antigravschacht, aktivierten die Sphären erneut und ließen sich hinabsinken.

Kaum berührten ihre Füße den Boden, da erschütterte eine heftige Explosion das Felsgewölbe.

Die Rakete war innerhalb des gewachsenen Felsens der unteren Höhle explodiert. Eine Mikrofusionsladung mit der Wirkungskraft von nur zwei Tonnen TNT hatte den Tunnel zum Einsturz gebracht.

Zumindest von dort drohte vorläufig keine Gefahr mehr.

Sie hatten den Rücken frei.

Die Halle selbst war kaum beschädigt worden. Lediglich einige Risse und Spalten durchzogen Wände und Decke. Gesteinssplitter rieselten zu Boden.

Vorbeck und Caluga stellten sich Rücken zu Rücken, hoben die schweren Desintegratoren und beschickten die Wände mit breitgefächerten, schwach grünlichen Strahlenbündeln.

Die Bindungsenergie zwischen den Molekülen des Felsgesteins wurde kompensiert. Vergaste Materie erfüllte die Halle. Flimmernde Schwaden suchten einen Weg nach oben.

Die Kombinations-Ortungsgeräte in den Kapuzenhelmen der beiden Terraner waren die einzige Möglichkeit, etwas zu erkennen außer wirbelnden Gaswolken.

Dieses Mal aber genügte das vollkommen. Samson Caluga entdeckte das Panzerschott zuerst auf dem Schirm des Mikrowellentasters. Unter meterstarkem Felsgestein kam Metallplastik zum Vorschein.

Im konzentrierten Beschuß aus beiden Desintegratoren löste sich das Schott innerhalb weniger Minuten auf.

Mit brennenden Augen starrten beide Männer in einen elliptisch geformten, etwa sechs Meter breiten Tunnel, der scheinbar bis in die Unendlichkeit führte. Wände und Decke und Boden bestanden aus einer transparenten Substanz. Diffuses Licht schimmerte aus ihnen heraus.

Die Leutnants blickten sich stumm in die angespannten Gesichter. Calugas Wangenmuskeln arbeiteten konvulsivisch.

Michael Vorbeck schob entschlossen das Kinn vor.

Er nickte dem Freund zu.

Sie schalteten die Antigravprojektoren und Mikrotriebwerke erneut ein und glitten gleich glühenden Phantomen in den Tunnel, der Begegnung mit den Mördern entgegen...

*

Nacht über Maa Duun.

Lunor verließ sein Appartement nicht durch den Antigravlift, sondern über die Nottreppe. Er trug nicht seinen auffälligen, weißen Umhang mit den Symbolen seiner Stellung. Eine geheizte Kombination aus schwarzem Plastikgewebe umhüllte seine Glieder. Weiche, ebenfalls schwarze Stiefel, eine transparente Hermetikkapuze und eng anliegende schwarze Handschuhe ergänzten die Ausrüstung.

Waffen gab es nicht in der Stadt. Nur die Überlieferungen besagten, daß das Volk in vergangenen Tagen einst aktiv und wehrhaft gewesen war, der Wissenschaft verschworen und zugleich gerüstet für die Abwehr feindlicher Mächte. Doch ein übermächtiger Gegner hatte die Vorfahren überwunden und auf diese Welt verbannt. Vergessen sollten sie alles, was ehemals gewesen. Andernfalls drohte die Vernichtung. Darum gab es zwar eine ausgefeilte Technik in Maa Duun, aber niemand mehr, der sie recht verstand. Die Bewohner versuchten zu überleben, indem sie vergaßen. Nur heimlich wurden die Überlieferungen von Mund zu Mund weitergegeben.

Lunor kannte sie.

Er wußte noch, was eine Waffe war. Doch da es keine in der Stadt gab, hatte er sich selbst eine anfertigen müssen.

Die entsprach seiner Mentalität und den Möglichkeiten, die sein Beruf ihm bot.

Ein transportabler Hypnosescheinwerfer hing an einem Haken vor seiner Brust. In der Rechten trug Lunor ein Ultraschallskalpell mit eigener Energieversorgung.

Inwiefern ihm beides helfen würde, seinen Plan auszuführen, wußte er noch nicht. Das mußte sich erst zeigen, wenn er der Gefahr gegenüberstand.

Lunor war froh, daß er abgelegen wohnte, am Südrand der Stadt, am breiten Parkstreifen, der Maa Duun gegen die mit blaurotem Gras bewachsenen Hügel abgrenzte.

Er lief geduckt aus der Hinterpforte des Hauses und verschwand zwischen den üppig blühenden Büschen und den hohen Bäumen.

Hinter ihm löste sich ein dunkler Schemen aus dem Schatten des Hauses.

Lunor merkte nichts davon.

Er rannte über weite Flächen kurzgeschorenen, gepflegten Rasens, stolperte über Blumenbeete und lief im Zickzack zwischen meterdicken Baumstämmen hindurch.

Über der Landschaft lag geisterhaft bleiches Licht: die helle Nebelspirale Andromedas, gegen die das Funkeln der Betasterne in den Hintergrund gerückt wirkte.

Nach einer Stunde Marsch kam ein anderes, helleres Leuchten hinzu: Der Tempel des Gedächtnisses ragte halbkugelförmig aus dem Grau der Nacht, silberhell strahlend wie ein sehr naher Mond.

Mond... ?

Lunor verharrte, als ihm dieser Vergleich aufkam. Sein Atem ging keuchend vom schnellen Lauf, und über das Gesicht rannen Schweißperlen und reflektierten das aufdringliche Licht des Tempels.

Er achtete nicht darauf, denn seine Gedanken beschäftigten sich mit einem anderen Problem: *Woher wußte er, daß man den Begleiter eines Planeten Mond nannte? Und woher wußte er, daß manche Planeten überhaupt Begleiter besaßen?*

Die Welt der Stadt wurde von keinem Nachbargestirn umkreist!

Für kurze Zeit hatte sich ein Fach seines Unterbewußtseins geöffnet und eine winzige Information freigegeben.

Doch so sehr Lunor auch nachdachte, es blieb die einzige Information.

Er seufzte schwer.

Vielleicht ist meine Suche nach der Halle der ewigen Nacht sinnlos, sagte er sich. Vielleicht liegt die Wahrheit in mir selbst verborgen, und ich muß nur einen Weg finden, an sie heranzukommen.

Trotzig warf er den Kopf in den Nacken.

Umkehren... ?

Nein!

Langsamer als zuvor schritt er weiter, doch nichtsdestoweniger zielstrebig. Das Gelände stieg allmählich an. Nach der Überquerung eines Rasenstreifens hatte er das Stadtgebiet endgültig verlassen. Nun erstreckte sich vor ihm die ungepflegte, hüfthohe Graslandschaft der Wildnis, durchsetzt mit kugeligen Arro-Sträuchern und wenigen Baumgruppen.

Zur Linken strahlte unvermindert hell die gläserne Kuppel des Tempels.

Lunor erkannte, daß er einen noch weiteren Umweg würde machen müssen, um nicht entdeckt zu werden. Vor dem Hintergrund der Stadt würde sich seine Silhouette deutlich abzeichnen, ein nicht zu verfehlendes Ziel für die Wächter.

Zwischen moosüberwachsenen Steinblöcken schlug sich Lunor nach rechts. Er umging den Hügel, auf dessen runder Kuppe der Tempel stand, und begann den beschwerlichen Aufstieg über eine zerklüftete Felswand, die jäh aus dem Grashang hervorbrach.

Irgendwo in der Nähe ertönte das schrille Pfeifen einer Strauchechse, des einzigen großen Raubtieres auf diesem Planeten.

Lunor duckte sich in eine Felsnische und wartete. Vielleicht hatte ihn das Tier nicht gesehen und zog wieder ab, so daß er seinen Aufstieg fortsetzen konnte.

Aber dieser Wunsch erfüllte sich nicht.

Ein ungefähr vier Meter langer, grauschwarzer Schatten kroch über ein Felsband heran. Die kugeligen Augen der Strauchechse schimmerten gelb aus dem Dunkel.

Instinktiv, ohne daß er sich dessen überhaupt bewußt wurde, schaltete Lunor den Hypnosescheinwerfer ein. Rasch wechselnde, bunte Lichtkringel zuckten durch die

Nacht und wurden von der spiegelglatten Haut der Echse reflektiert.
Die gelben Augen verengten sich.
Die flach hingeduckte Silhouette des Raubtiers regte sich nicht mehr.
Fast eine Viertelstunde verharrten Lunor und das Tier bewegungslos auf ihren Plätzen.
Dann ruckte die Echse mit einem grausigen, miauenden Schrei herum und stürmte davon. Steine rollten und polterten den Hang hinunter.
Schweißgebadet richtete sich Lunor auf.
Er lächelte verkrampft.
Wenigstens hatte der Zwischenfall ihm bewiesen, daß sein Hypnosescheinwerfer eine vorzügliche Defensivwaffe darstellte.
Den Rest des Felshanges bewältigte er in wenigen Minuten.
Von da an kroch er über die künstlich abgeplattete, deckungslose Hügelkuppe auf den strahlenden Tempelbau zu. Die Möglichkeit, unentdeckt heranzukommen, erschien ihm selbst sehr gering.
Dennoch schaffte er es.
Erschöpft blieb er einige Atemzüge lang liegen, dicht an das glasartige Baumaterial gepreßt.
Erst, als sich danach noch immer nichts rührte, glaubte er wirklich daran, daß man ihn nicht entdeckt hatte.
Vielleicht wußten die hypothetischen Wächter des Tempels von den Strauchechsen, die sich hier herumtrieben. Vielleicht hielten sie das für einen ausreichenden Schutz.
Das kam Lunor durchaus nicht absurd vor; niemand aus Maa Duun hatte bisher gewagt, in die Nähe des Tempels zu kommen - außer den wenigen Ältesten des Lun-Klans, deren Privileg es war, alle Teile des Bauwerks zu betreten, nur nicht die Halle der ewigen Nacht!
Lunor versuchte, durch einen der zahlreichen Nebeneingänge hineinzukommen. Leider erwies sich dieses Unterfangen als undurchführbar. Die Türen waren verschlossen.
Sekundenlang dachte er an Umkehr.
Aber dann schüttelte er den Kopf.
Er wußte, wenn er jetzt umkehrte, würde er sich niemals zu einem zweiten Versuch aufrufen können.
Mit eingeschaltetem Hypnosescheinwerfer schritt er auf das hell erleuchtete Hauptportal zu.
Er hielt den Atem an, als er die hochgewachsene Gestalt bemerkte, die, in einen bläulich glitzernden Umhang gehüllt, mitten im Portal stand.
Behutsam richtete er den Lichtkegel des Hypnosescheinwerfers auf den Kopf der Gestalt. Dann stieß er einen leisen Pfiff aus.
Der Kopf des anderen fuhr herum.
Pulsierende Lichtreflexe erhellten ein bleiches Gesicht, spiegelten sich in weit aufgerissenen Augen.
Der Tempelwächter öffnete den Mund, brachte jedoch keinen Ton heraus.
Lunor ging näher heran.
"Niemand ist gekommen!" flüsterte er eindringlich. "Du hast mich nicht gesehen. Wiederhole den Befehl!"

Der Wächter schwieg.

Lunor änderte die Einstellung des Hypnosescheinwerfers. Die bunten Lichtringe zuckten in anderem Rhythmus auf.

Danach wiederholte er seine Aufforderung.

Diesmal antwortete der Wächter sofort.

“Niemand ist gekommen. Ich habe dich nicht gesehen!”

Er wandte den Kopf ab und blickte starr auf die Stadt, wie er es bei Lunors Ankunft getan hatte.

Rasch huschte der Direktor an ihm vorbei.

Er passierte abwechselnd enge Korridore und weite Hallen. Licht wechselnder Färbung spiegelte sich im gläsernen Boden. Von irgendwoher kam eine klagende, unwirkliche Melodie.

Und dann stand Lunor im Eingang einer dunklen Halle. Er vermochte weder Gegenstände noch ihre Konturen zu erkennen. Nur im Lichtkreis seines Hypnosescheinwerfers glitzerte und gleißte ein verwirrendes Mosaik aus geschliffenen, grünlich schimmernden Kristallen...

Träume sind in vielen Fällen Erinnerungsreste, zu einem Teil Ausdruck von Triebregungen, Wünschen, Angst, die sich, im Wachzustand ins Unterbewußtsein zurückgedrängt, im Traum kundgeben, häufig in symbolisch verkleideter Form.

Meist allerdings sind die Traumerinnerungen ungeordnet; die kortikale Führung ist herabgesetzt. Unter bestimmten Umständen jedoch enthalten Träume derartig klare Erinnerungen, daß der Erwachende fest an die Realität des Traumes glaubt...

*

Lunor trat hinein ins wesenlose Dunkel. Er empfand keine Furcht, denn die unsichtbaren, lautlosen Schwingungen, die von unbekannten Orten ausgingen und seinen hypersensiblen Geist erreichten, waren ihm eigentümlich vertraut...

Er streckte den Arm aus; dieser schwoll ins Gigantische an, langte tief in die unendlich erscheinende Finsternis - und traf auf etwas...

Auf etwas, das Erinnerungen weckte, Erinnerungen, die nichts mit seiner derzeitigen Identität zu tun hatten!

Lunor schritt vorwärts.

Nur der dumpfe Widerhall seiner Schritte war in der Halle der ewigen Nacht - sonst nichts.

Bis eine ovale Fläche grünen Lichts vor ihm aufleuchtete!

Ohne Zögern ging Lunor weiter, hinein in die Fülle von Licht, das eine eng begrenzte Kammer schuf.

Und in der Kammer...

Dumpfes Stöhnen entrang sich der Brust des Mannes.

Drei transparente Kugelhelme schienen ihn anzustarren. Unter den Helmen schimmerte das silbergraue Material druckfester Anzüge, zweier fast gleich großer und eines kleineren.

Die blutroten, abstrakten Zeichen auf der Brustseite weckten neue Erinnerungen - Erinnerungen, die die Unendlichkeit des Weltraums, die flimmernden Sternenräder

zweier Galaxien und kugelförmige Sternenschiffe Gestalt annehmen ließen.
Das Bild verschwand.

An seiner Stelle tauchten die harten Gesichter von uniformierten Männern auf - harte Gesichter, Augen, die die Ewigkeit geschaut hatten, und tief eingegrabene Züge, die von bitteren Erfahrungen, Selbstbewußtsein und von unerschütterten Idealen sprachen. Wieder fiel Lunors Blick auf die Kugelhelme und die Anzüge - und er wußte plötzlich, daß es sich um Raumanzüge handelte und daß einer von ihnen der seine gewesen war. Einen Atemzug lang schien die Hand, die er danach ausstreckte, sich aufzulösen, zu einem gefühllosen Nichts zu werden.

Dann wurde das Bild wieder klar.

Die Finger glitten über Magnetsäume, metallene Gelenkverstärkungen, Aggregate...
Und über eine Brusttasche, die sich rechteckig vorwölbte!

Lunors Finger begannen zu beben. Erst nach mehreren Anläufen gelang es ihm, den Magnetverschluß der Tasche zu öffnen. Ein in Goldfolie gebundenes Buch kam zum Vorschein.

Es glitt aus der unsicher greifenden Hand und fiel zu Boden. Magnetisierte LW-Plastikseiten knisterten, gaben den Blick auf die Schriftzüge eines Magnetschreibers frei.

Lunor bückte sich, um das Buch aufzuheben.

Dabei schlug er es zufällig auf.

Eine steile Falte bildete sich auf seiner Stirn. Die Brauen zogen sich zusammen.

Die breiten Lippen bewegten sich beim Lesen: TAGEBUCH BAAR LUN Eine neue Erinnerung wollte aus dem Gefängnis des Unterbewußtseins ausbrechen. Aber noch blieb sie unklar, verschwommen, ohne Aussagekraft.

Lunor schlug die nächste Seite auf, blätterte weiter...

“Greenish-7, den 22. Juli 2403 Erdzeit: Unsere Bemühungen, einen Illusionskristall ausfindig zu machen, blieben auch heute wieder ohne Erfolg *Greenish-7 - das war die Bezeichnung für einen bestimmten Planeten!*

Und der Illusionskristall... !

“Seltsamerweise glückte es uns trotz der beiden mitgebrachten Illusionskristalle nicht, ein Traumbild der Stadt Maa Duun zu erzeugen...”

Maa Duun - Die Stadt meiner Ahnen... !

“Wir haben die SJC-101 zu unserem Lagerplatz geholt. Es wäre sinnlos gewesen, noch länger Versteck zu spielen...”

Die Erinnerung fiel mit der Brutalität eines Hammerschlages über Lunors Geist her.

Er wußte, was ihn an der Stadt Maa Duun so beunruhigt hatte, warum sie ihm vertraut und doch fremd vorgekommen war, weshalb er ahnte, daß er nicht nach seinem eigenen, freien Willen handelte... !

Er wußte auch, wem die beiden anderen Anzüge gehörten: Den kleinsten hatte die terranische Neurologin Elena Jossipowa getragen, den anderen der Captain der Imperiumsflotte Finch Eyseman.

Ein hartes Lächeln umspielte Lunors Lippen.

“Jossipor und Eysan!” murmelte er. “Und Lunor... !”

Ich war wieder ich selbst: Baar Lun, der letzte der Dunkelwelt, der nach Greenish-7 gekommen war, um ein Traumbild der Stadt Maa Duun zu suchen.

Warum war ich eigentlich niemals auf den Gedanken gekommen, daß die Stadt meiner Ahnen noch existierte?

Wie hatte ich glauben können, die Meister der Insel hätten die Stadt ausgelöscht, nachdem sie alle meine Vorfahren deportieren?

Maa Duun lebte noch!

Aber diejenigen, die in ihr wohnten, glichen dem Großen Volk nicht stärker als mir mein Schatten.

Das Rätsel um die stetige Zunahme der Geisteskrankheiten schien sich lösen zu wollen. Intelligente Wesen, die ihrer Entscheidungsfreiheit beraubt sind und nur einem fremden geistigen Zwang gehorchend, gleich Marionetten auf einer Bühne sich bewegten, mußten im Laufe der Zeit schizophren werden. Die Sensitivkinos beschleunigten den Prozeß der Bewußtseinsspaltung noch.

Doch wer waren diese Wesen, die jetzt die Stadt meiner Ahnen bevölkerten?

Gehörten sie zum Großen Volk?

Oder waren es Verbannte eines anderen Volkes, einer anderen humanoiden Rasse, die ebenfalls deportiert und verstreut worden war... ?

Hatten die Meister der Insel die Stadt Maa Duun einfach von der Oberfläche des siebenten Planeten der Sonne Greenish genommen und in einem gigantischen Hohlraum wieder abgesetzt?

Oder war Maa Duun mitsamt seiner ehemaligen Umgebung und seiner Sauerstoffatmosphäre nur in eine andere Existenzebene versetzt worden - und die meisten Einwohner hatten darin bleiben dürfen?

Die letztere Vermutung würde vieles erklären - und vor allen Dingen logisch erklären. Es mochte sein, daß damals nur diejenigen meiner Ahnen nach Gleam und Modul deportiert worden waren, die den Meistern der Insel gefährlich erschienen - so wie ich beispielsweise, der ich infolge meiner vollendeten Beherrschung jeglicher Energieformen aus dem geistigen Käfig hatte ausbrechen können, dessen Wirksamkeit ja auch auf irgendeiner Art von Energie basieren mußte!

Elena, Finch und ich mußten dem Geheimnis der gläsernen Stadt auf der Spur gewesen sein. Darum hatten die von den Herren Andromedas eingesetzten Wächter uns in eine Falle gelockt - auf eine so naive Art und Weise, daß ich bei dem Gedanken daran vor Scham errötete.

Nach unserer Überwältigung waren wir anscheinend einer Gehirnwäsche unterzogen worden.

Seitdem lebten wir in Maa Duun, fühlten uns als Bürger dieser Stadt und wunderten uns lediglich über die sich häufenden Fälle von Schizophrenie.

Elena und Finch... !

Ich mußte sie so schnell wie möglich aufklären. Gemeinsam fiel uns dann vielleicht ein, wie wir uns aus diesem getarnten Gefängnis befreien konnten!

Rasch wandte ich mich um und lief wieder hinein in die grenzenlose Finsternis. Ich stieß gegen glasharte Wände, strauchelte auf dem glatten Mosaikboden und ertastete endlich die Öffnung, durch die ich hereingekommen war.

Der Wächter am Hauptportal war verschwunden.

Ich wunderte mich nicht darüber, obwohl die Tatsache, daß der Tempel des Gedächtnisses ungeschützt dastand, mich hätte stutzig machen sollen.

Aber meine Gedanken waren viel zu sehr mit der wiedergefundenen Identität beschäftigt, als daß etwas anderes in mein Bewußtsein vordringen konnte.

Maa Duun, die altehrwürdige Stadt meiner Väter ein Gefängnis! Ein Gefängnis, wie es kein zweites im Universum gab! Gefangene, die nicht wußten, daß sie Gefangene waren!

Wieder nahm ich den Weg durch den Rand der Wildnis. Ich durfte es nicht riskieren, aufzufallen - nicht jetzt, da ich die Wahrheit kannte! Außerdem wußte ich, daß die Strauchechsen mir nicht gefährlich werden konnten. Mit Hilfe meines Hypnosescheinwerfers vermochte ich jeden eventuellen Angriff abzuwehren.

Dennoch bemühte ich mich, keine Steine oder loses Geröll anzustoßen. Lärm war nicht das, was ich in meiner Situation gebrauchen konnte.

Mitten in der Felswand jedoch traf mich das Donnern einer Gesteinslawine wie ein Schock. Ich klammerte mich an die unteren Zweige eines Strauches und lauschte.

Das Donnern verhallte. Nur einzelne Steine hüpfen noch den Hang hinab, polterten und klirrten. Dann war es still.

In diese Stille hinein drang das Pfeifen mehrerer Strauchechsen. Ich fühle mehr, als ich es sah, daß unter mir Bewegung war. Einige dieser Raubtiere schienen am Fuß der Wand umherzuschleichen. Vielleicht erwarteten sie mich... !

Ich lachte.

Plötzlich durchbrach ein gellender Schrei mein Gelächter - ein menschlicher Schrei: Ausdruck von Todesangst und Verzweiflung!

Mir war zumute, als bestünden die Wirbel meines Rückgrats aus Eis.

Ob einer der Tempelwächter mir vielleicht den Rückweg hatte verlegen wollen und dabei von Echten aufgespürt worden war... ?

Ich zögerte.

Sollte ich meinem Todfeind zu Hilfe kommen? Durfte ich die Wahrung meines Geheimnisses derart aufs Spiel setzen?

Aber noch bevor ich zu Ende gedacht hatte, setzte sich mein Körper gleichsam selbständig in Bewegung.

Wer immer dort unten sich in Not befand, ich konnte ihm helfen. Folglich war es meine Pflicht, ihm zu helfen.

Schneller und schneller kletterte ich den Hang hinab. Die letzten Meter rutschte ich mehr als ich ging.

Mitten in einer kleineren Steinlawine langte ich unten an. Staub wirbelte auf und verdeckte mir die Sicht.

Das Pfeifen der Strauchechsen klang durchdringend und bedrohlich in meinen Ohren. Drei dunkle Schatten schoben sich auf dem Boden heran. Und dann sah ich eine zusammengekauerte Gestalt auf einem winzigen Vorsprung über mir im Fels!

Ein dunkler Schatten huschte an mir vorbei.

“Lunor!” schrie eine angsterfüllte Stimme.

Jossipors... Elenas Stimme!

Der Mund wurde mir plötzlich so trocken, daß ich keinen Laut hervorzubringen

imstande war.

Aber ich handelte.

Ich richtete den Hypnosescheinwerfer auf die Echse, die in meinen Rücken zu gelangen versuchte, und schaltete ihn ein.

Im nächsten Augenblick lahmte mich eisiger Schreck.

Der Scheinwerfer gab nicht das geringste Licht!

Er mußte - entweder bei einem Fall in der Halle der ewigen Nacht oder beim letzten Sturz am Fuße der Wand - entzweigegangen sein.

Ich fühlte nach der konvex gewölbten Glasscheibe; sie war noch ganz. Dennoch funktionierte das Gerät nicht. Vielleicht hatte sich innen nur ein Kontakt gelöst. Aber ganz gleich, was die Ursache war, sie brachte mich an den Rand des Todes!

Ein zweiter Schatten schob sich aus der Dunkelheit heran - dann ein dritter.

Meine Handflächen wurden schweißnaß.

“Lunor!” erscholl es wieder.

Schon duckte sich die mir am nächsten stehende Strauchechse zum Sprung, da fiel mir mein Ultraschallskalpell ein.

Ich ließ die nutzlose Hypnolampe fallen und zog das Skalpell aus dem Gürtel.

Das stabförmige Griffstück vibrierte lautlos in meiner Hand, als ich den Aktivierungsknopf drückte. Ich richtete die Mündung auf den Kopf der Echse und drehte die Stellschraube auf maximale Intensität.

Doch da war die Echse bereits über mir!

Ich spürte einen furchtbaren Schmerz in der linken Schulter. Instinktiv stieß ich mit den Füßen nach dem Leib des Untiers, während meine Hand noch immer das Ultraschallskalpell hielt.

Langsam brach der mächtige Körper der Bestie zusammen.

Mühsam kroch ich unter dem Leib hervor.

Die Echse war tot, daran gab es keinen Zweifel. Ihr Kopf bestand nur noch aus einer unförmigen Masse.

Aber da nahte bereits das zweite Tier.

Jetzt wußte ich, daß meine “Waffe” nur aus geringer Entfernung wirkte. Ich bezwang den Schmerz in der linken Schulter und lief auf das Tier los, die Hand mit dem Ultraschallskalpell erhoben.

Jäh zuckte der Körper des Raubtiers zusammen. Die Pranken krallten sich nutzlos in lockeres Geröll. Die eine Hälfte des massigen Schädels verschwand.

Mehr konnte ich nicht sehen. Vor meinen Augen wogten farbige Nebel. Langsam brach ich zusammen.

8.

Michael Vorbeck und Samson Caluga fuhren mit schußbereiten Waffen herum, als ihre Außenmikrophone ein dumpfes Krachen übertrugen.

Hinter ihnen war ein schweres Schott aus der Decke des Tunnels herabgefahren.

“Gefangen!” murmelte Caluga tonlos. Sein ebenholzschwarzes Gesicht verzerrte sich

zu einer Grimasse, wie man sie manchmal bei Tanzmasken seiner afrikanischen Heimat fand.

Vorbecks Gesicht dagegen entspannte sich nach anfänglicher Verkrampfung schnell wieder. "Wir könnten uns den Rückweg mit den Desintegratoren freischießen", sagte er gedehnt. "Aber wir werden es nicht tun."

"Warum nicht?" fragte Caluga mit funkelnden Augen.

Leutnant Vorbeck lächelte kalt.

"Weil die Unbekannten überhaupt nicht beabsichtigen, uns in einer Falle festzuhalten. Denk doch einmal genau nach...!"

"Oh..." Samson Caluga grinste verlegen. "Natürlich wissen unsere 'Freunde' ebenfalls, daß sie uns mit einem Panzerschott nicht aufhalten können. Also muß ihre Maßnahme einen anderen Grund haben. Es fragt sich nur, welchen."

"Das allerdings möchte ich auch gern erfahren."

Michael starrte auf die Metallplastikwand, die sich etwa fünfzig Meter vor ihnen befand. Dann kniff er die Lippen zusammen und lauschte. Von irgendwoher drang das dumpfe Poltern und Murmeln schwerer Pumpaggregate an sein Ohr.

Dennoch begriff er erst, als sich die nahe Metallplastikwand vor ihnen öffnete und in der Decke verschwand.

Ein Blick auf den Analysator an seinem Handgelenk verriet ihm die Wahrheit.

Die Wasserstoff-Methan-Atmosphäre war gegen eine Sauerstoffatmosphäre ausgetauscht worden - mit einer Zusammensetzung, die auch für einen Erdmenschen atembar war.

Im selben Augenblick begriff auch Caluga.

Er lachte schallend, bis Vorbeck ganz nahe an seine Individualsphäre herantrat und ihm prüfend und besorgt ins Gesicht sah.

"Nein, ich bin nicht übergeschnappt", beantwortete er die unausgesprochene Frage.

"Ich lache nur darüber, daß uns die Unbekannten für so naiv halten."

"Inwiefern naiv...?" fragte Michael und stieß einen leisen Pfiff aus. "Ich verstehe. Du meinst, man hätte die Atmosphäre nur deshalb ausgetauscht, weil man hofft, wir würden leichtsinnig werden und unsere Sphären deaktivieren, vielleicht sogar unsere Helme öffnen!"

"Genau das meine ich, Mischa!"

Leutnant Vorbeck dachte einige Sekunden lang nach, dann schüttelte er den Kopf.

"Vielleicht hast du recht, vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls glaube ich nicht, daß die Unbekannten nur unseretwegen eine Schleuse sowie Pumpaggregate installierten, ganz abgesehen davon, daß dafür die Zeit nicht gereicht hätte. Ich denke vielmehr, die Bewohner dieser Anlage müssen Sauerstoffatmer sein wie wir, und sie haben natürlich kein Interesse daran, die giftige Atmosphäre Sevens hereinzulassen."

"Und warum sperren sie dann ihre eigentliche Anlage nicht einfach gegen uns ab?"

"Weil sie wissen, daß das nutzlos wäre. Wir haben das erste Schott zerstört und würden natürlich auch das zweite zerstören. Dann aber hätten sie die giftige Atmosphäre in ihrer gesamten Anlage - oder doch zumindest in einem großen Teil davon.

Selbstverständlich müssen wir damit rechnen, daß sie sofort zuschlagen, würden wir unvorsichtig handeln. Aus diesem Grund lassen wir die Sphären aktiviert. Sie sind anscheinend ein vollkommener Schutz, andernfalls hätte man längst einen Angriff

versucht.“ “Hm!” machte Caluga. “Du könntest recht haben. Gehen wir also weiter!”
“Ja, gehen wir weiter!”

Sie schalteten ihre Mikrotriebwerke wieder ein und ließen sich von ihnen in den Teil der Anlage treiben, der sich nun vor ihnen geöffnet hatte. Anfänglich war kein Unterschied zum ersten Teil zu erkennen. Die Tunnelwände bestanden weiterhin aus einer glasartigen Substanz, durch die diffuses Licht schimmerte.

Doch nach etwa fünf Minuten stießen sie auf eine halbkugelförmige, etwa acht Meter durchmessende Halle.

In den Wänden der Halle befanden sich hohe, breite Öffnungen, und die Luft dahinter zeigte jenes charakteristische Flimmern, wie es den beiden terranischen Offizieren nur zu gut bekannt war.

Antigravlifts!

Es waren sechs Röhren, die sämtlich vier Meter über dem Hallenboden endeten. Man konnte die Lifts also nur benutzen, um in tiefere Etagen zu gelangen.

Michael Vorbeck betrachtete sie mit gefurchter Stirn.

“Mir wird immer mehr klar”, sann er, “daß wir uns in den Unbekannten gewaltig täuschten. Schiffbrüchige, die sich in Not befinden, können derartige Anlagen nicht errichten. Sie hatten es also von Anfang an darauf abgesehen, uns in eine Falle zu locken und unschädlich zu machen... !”

“Das ist mir schon lange klar!” entgegnete Samson abfällig.

“Du bist ja auch ein schlaues Kind”, gab Michael ironisch zurück. “Dann kannst du mir vielleicht auch verraten, warum sie das wollen?”

“Vielleicht Überlebende Maa Duuns, Moduls, die uns für Schergen der Meister der Insel halten... ?”

“Das wäre eine Erklärung für alles”, murmelte er schließlich mit gebrochener Stimme.

“Und wenn es so ist, dann sind wir völlig falsch vorgegangen.”

“Falsch?”

“Ja, wir hätten uns zu erkennen geben sollen! - Aber das können wir wenigstens jetzt tun. Vielleicht beruhigt sie das, und sie kommen aus ihren Verstecken heraus, damit wir miteinander verhandeln.”

“Verhandeln?” fragte Caluga empört. “Mit Mördern?”

“Es sind schon viele Menschen durch tragische Mißverständnisse getötet worden”, erklärte er tonlos. “Glaubst du nicht auch, Samson, daß wir nicht Richter spielen dürfen über Wesen, die glaubten, in Notwehr zu handeln?” Er atmete schwer. “Gewiß, der Verlust Elenas, Finchs und Baar Luns kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Aber falls sich deine Hypothese als zutreffend erweist, sind wir verpflichtet, weitere Opfer mit allen Mitteln zu vermeiden.”

“Aber sie brauchten nicht gleich zu töten!” protestierte Caluga.

“Natürlich nicht”, gab Michael zu. “Doch wie oft haben wir Terraner in der Vergangenheit zuerst geschossen und dann gefragt. Es hat lange gedauert, bis dieser Instinkt einer barbarischen Vergangenheit überwunden war, und ich bin entschlossen, ihm nicht erneut nachzugeben. Mit physischen Waffen löst man keine Probleme, man schafft sie dadurch meist erst.”

Leutnant Caluga seufzte.

“Du hättest interkosmischer Missionar werden sollen, Mischa! - Aber ich sehe ein, daß

du recht hast. Doch wie wollen wir mit den anderen in Verbindung treten? Über Funk?”

Michael schüttelte den Kopf.

Im nächsten Augenblick schaltete er seinen Schutzschirm ab und klappte den Helm zurück. Mühsam suchte er die wenigen Brocken Maa Duun zusammen, die er einst von Baar Lun gelernt hatte.

Samson Caluga erstarrte vor Schreck über den Leichtsinn des Freundes.

Doch Vorbeck kümmerte sich nicht darum.

“Achtung!” rief er in Maa Duun. “Wir rufen die Bewohner dieser Welt. Unsere Feindschaft ist ein verhängnisvoller Irrtum. Wir kommen in Freundschaft und können euch viel über das Schicksal des Lun-Klans erzählen!”

Er schwieg. Eine Schweißperle rann über seine Stirn, rollte die Wange herab und netzte die Bartstoppeln.

Von irgendwo aus der Tiefe drang das stetige Summen von Aggregaten.

Sonst nichts!

Würde eine Antwort kommen?

Und würde sie ausfallen, wie die wartenden Menschen es sich erhofften?

*

Als ich wieder zu mir kam, spürte ich als erstes den glühenden Schmerz in der linken Schulter.

Eine kühle Hand strich beruhigend über meine Stirn. “Lunor... !” flüsterte eine wohlbekannte Stimme.

“Elena!”

Ich richtete mich auf und preßte dabei meine Kieferleisten fest zusammen, um nicht vor Schmerz aufzuschreien.

Als sich die Sicht klärte, sah ich das blasse Gesicht meiner Assistentin über mir. Auf den Lippen spürte ich das Nachklingen von warmem Druck; eigenartige Gefühle durchschauerten mein Innerstes. Ich kämpfte sie nieder und versuchte ein beruhigendes Lächeln.

“Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, Elena. Können Sie mir bitte aufhelfen? Wir müssen unbedingt vor dem Morgengrauen wieder in der Stadt sein.”

“Ja!” flüsterte sie. Und dann, stockend: “Wer ist Elena?”

“Nun, Sie natürlich!” entfuhr es mir unüberlegt. Erst danach erkannte ich, daß sie nichts von dem wissen konnte, was ich in der Halle der ewigen Nacht erfahren hatte.

“Sie heißen in Wirklichkeit Elena Jossipowa!” sagte ich mit Nachdruck. “Aber das ist etwas, was ich Ihnen später erkläre, wenn wir zu Hause sind.”

“Elena Jossipowa... ?” flüsterte sie zaghaft. “Irgendwie kommt mir der Name vertraut vor. Er erinnert mich an etwas, das... das nicht mit Maa Duun zu tun hat.”

“Richtig. Aber davon später!”

Ich streckte meine rechte Hand aus und legte sie auf Elenas Schulter. Die Neurologin griff mir unter die Achseln und half mir beim Aufstehen. Es ging sogar noch besser, als ich zu hoffen gewagt hatte.

Prüfend betastete ich den Verband an meiner linken Schulter.

“Sehen Sie bitte nicht zu genau hin”, sagte Elena verlegen. “Ich... ich hatte nichts anderes als...”

“Schon gut!” beruhigte ich sie. “Brechen wir auf.”

Ich schob das Ultraschallskalpell in den Gürtel zurück und befestigte die defekte Hypnoselampe wieder in der Brusthalterung meiner Kombination.

Dann marschierten wir durch hüfthohes Gras, den Lichtern der Stadt Maa Duun entgegen. Elena ging an meiner linken Seite und legte ihren Arm um meine Hüfte. So konnte sie mich am besten unterstützen. Dennoch brannte die Wunde höllisch. Die Strauchechse mußte mir das Fleisch vom Gelenk gerissen haben; es wurde Zeit, daß wir nach Hause kamen, wo wir die Wunde desinfizieren und ein Heilserum injizieren konnten. Ich verspürte wenig Lust, ausgerechnet jetzt an Blutvergiftung zu sterben, wo wir der Freiheit ein Stück näher gekommen waren.

Unterwegs berichtete mir Elena, daß sie meine Absicht geahnt hätte. Sie hatte an der unbeleuchteten Seite meines Hauses gewartet und war mir nachgeschlichen. Bis zur Hügelkuppe war sie mir gefolgt. Den Rest des Weges schaffte sie nicht mehr; zwei offene Gleiter mit bewaffneten Wächtern darin waren von der Stadt heraufgekommen und etwa eine halbe Stunde vor dem Portal stehengeblieben. Anfänglich vermutete Elena, man habe mich ergriffen und wolle mich nun abtransportieren. Da sie keine Waffe besaß, hätte sie nicht eingreifen können.

Doch dann fuhren die Gleitwagen wieder fort - ohne mich.

Ich war etwa zehn Minuten später aus dem Portal getreten. Daraufhin begann Elena den Abstieg. Sie wollte sich nicht von mir sehen lassen, da sie Vorwürfe befürchtete.

“Und nun haben Sie mir sogar das Leben gerettet”, schloß sie.

Ich lachte rauh, brach aber stöhnend ab, als mir ein zurückschnellender Zweig gegen die Schulterwunde peitschte. Wir zwängten uns gerade durch einen mit “Harfensaitensträuchern” bepflanzten Windschutzgürtel.

“Geben Sie mir Ihr Ultraschallskalpell!” bat Elena. “Ich bahne uns eine Gasse.”

“Sie sind wahnsinnig geworden!” fuhr ich sie erschrocken an. Im nächsten Augenblick bereute ich meinen harten Ton. “Verzeihung, aber wenn Sie das tun würden, käme man uns sehr schnell auf die Spur vorausgesetzt natürlich, man bemerkt, daß ich in der Halle der ewigen Nacht war.”

“Wer soll das denn bemerken?” fragte sie entgeistert. “Ich denke, niemand darf die Halle betreten?”

Ich konnte diese Frage nur mit einem Schulterzucken beantworten. Vielleicht hatte Elena recht - vielleicht betrat wirklich niemals jemand die Halle der ewigen Nacht; andererseits war mir darin nichts geschehen - und möglicherweise wußten das auch andere Leute, die Wächter beispielsweise... !

Nein, wir durften keine Sekunde lang leichtsinnig werden!

Ich nahm also in Kauf, daß mir ab und zu ein Zweig gegen den Verband schnellte. Bald darauf kam heftiger Wind auf, und die Harfensaitensträucher begannen ein lautstarkes, disharmonisches Konzert, in dem mein Stöhnen unterging.

Endlich ließen wir den Windschutzgürtel hinter uns. Nun kamen wir rascher voran. Eine halbe Stunde später sah ich zwischen den letzten Bäumen die Silhouette meines Hauses. Die Glaswände reflektierten das Sternenlicht, das Nebelrad Andromedas spiegelte sich verzerrt wider, und aus der Stadt erscholl das an- und abschwellende

Klingen der gläsernen Türme - alles war so, wie die alten Überlieferungen es berichteten. Unwillkürlich fühlte ich mich in die Vergangenheit meines Volkes versetzt.

Aber die Illusion hielt nicht lange an.

Wir legten die letzten Schritte zurück und schlichen trotz meiner Verletzung die Nottreppe hinauf zu meiner Wohntage. Niemand sah es, jedenfalls hofften wir das, denn unter Umständen hatte jemand durch die transparenten Glaswände gespäht, wenn das auch unwahrscheinlich war.

Wir atmeten auf, als sich die Wohnungstür hinter uns schloß. Elena half mir, mich auf der Couch im Wohnzimmer niederzulegen. Dann lief sie ins Bad und holte alles, was zur Versorgung meiner Wunde nötig war.

Während sie das Oberteil meiner Kombination auftrennte, die Wunde säuberte, desinfizierte und mit synthetischem Organplasma besprühte, erzählte ich ihr, was ich in der Halle der ewigen Nacht gefunden hatte.

Doch Elena zog andere Schlußfolgerungen als ich.

Sie zweifelte an der Realität meines Erlebnisses!

Ich lachte darüber, denn ich besaß einen eindeutigen Beweis, der für die Richtigkeit meines Berichtes zeugen würde: mein Tagebuch!

Meine Hand fuhr in eine der Seitentaschen der Kombination. Dort war das Buch nicht. In der nächsten Tasche auch nicht.

“Was suchen Sie, Lunor?” fragte Elena mit gerunzelter Stirn.

“Mein Tagebuch!” gab ich mürrisch zurück.

Aber nachdem ich es auch in den anderen Taschen nicht gefunden hatte, wurde ich nervös. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt. Der Schweiß lief mir über die Schläfen. Hatte ich das Buch etwa unterwegs verloren?

Oder hatte ich es überhaupt verloren?

Oder hatte ich es überhaupt nicht eingesteckt?

“Lassen Sie’s gut sein, Lunor”, sagte Elena besänftigend. “Schlafen Sie erst einmal darüber. Morgen sieht alles anders aus.”

Da gingen mir die Nerven durch. Die Anspannung der letzten Stunde war zuviel gewesen. Dazu kam, daß ich ihr den einzigen stichhaltigen Beweis nicht vorlegen konnte. Ich beschimpfte sie so lange, bis sie mir eine Injektion gegeben hatte. Danach fielen mir die Augen zu. Ich sank in einen bleischweren Schlaf, obwohl ich mich mit meinen letzten Kräften dagegen sträubte.

Als ich erwachte, fühlte ich mich entspannt und frisch. Meine Wunde schmerzte kaum noch, und das unheilverkündende Pochen darin war verschwunden.

Elena flößte mir eine Schale Axar ein.

“So!” sagte sie resolut. “Das wird Ihre letzten Halluzinationen vertreiben, Lunor. Ins Sanatorium können Sie mit Ihrer Verletzung allerdings nicht gehen. Ich habe Sie bereits krank gemeldet.”

Ich lächelte schwach.

“Sie sind ein Engel, Elena! Man merkt, daß Sie eigentlich Ärztin sind.”

“Ach, hören Sie doch endlich auf damit!”

Sie blickte mich mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung an. Offenbar glaubte sie, ich wäre ebenfalls ein Opfer der in Maa Duun grassierenden Schizophrenie geworden.

Darüber mußte ich laut lachen.

“Elena!” sagte ich und nahm ihre Hand. “Ich bin geistig absolut gesund. Selbstverständlich klingt das, was ich erzählt habe, sehr phantastisch. Aber Sie selbst haben gestern - heute nacht - gesagt, daß der Name ‚Elena Jossipow‘ Sie an etwas erinnerte, das nichts mit Maa Duun zu tun hat. Meinen Sie nicht auch, daß man darin ein Zeichen für die Richtigkeit meiner Angaben sehen kann - zumindest aber eine Spur, der man nachgehen sollte?”

Sie lächelte hilflos. In diesem Augenblick sah sie geradezu rührend aus.

“Wie wollen wir denn dieser vagen Spur nachgehen, Lunor? Es stimmt, ich empfinde etwas Undeutbares bei dem Namen, den Sie als meinen richtigen bezeichnen. Aber ich kann mich weder an einen Perry Rhodan, ein Solares Imperium oder an einen Baar Lun erinnern. Natürlich enthält auch dieser Name etwas Vertrautes für mich; er klingt so ähnlich wie Lunor - genauso, wie Eyseman ähnlich wie Eysan klingt. Doch das alles hat nicht die geringste Beweiskraft; unsere Gehirne stellen ganz einfach unbewußt Gedankenassoziationen her.”

Allmählich wurde ich mutlos. Wie sollte ich sie nur davon überzeugen, daß sie gar nicht sie selbst war ebensowenig wie ich Lunor war und Eyseman Eysan?

Solange ich auch darüber nachdachte, es gab nur eine einzige Lösung des Problems: Ich mußte sowohl Elena als auch Finch mitnehmen, mitnehmen in den Tempel des Gedächtnisses und in die Halle der ewigen Nacht!

Aber gerade davor scheute ich zurück.

Jedenfalls noch zu diesem Zeitpunkt.

Einmal war es gutgegangen, aber schon beim nächstenmal konnten wir entdeckt werden. Und ich zweifelte nicht daran, wie die Reaktion der Wächter in einem solchen Fall aussehen würde: Man konnte bestimmt nicht riskieren, daß wir unter der gesamten Bevölkerung der Stadt die Wahrheit verbreiteten. Folglich würde man uns töten.

Nicht, daß ich Angst vor dem Tode gehabt hätte doch wir waren nach Seven gekommen, um eine Aufgabe zu lösen: die Aufgabe, etwas über die Vergangenheit meines Volkes zu erfahren.

Als ich mit meinen Überlegungen so weit gekommen war, fielen mir die beiden Leutnants ein, die uns nach Seven begleitet hatten.

Michael Vorbeck und Samson Caluga befanden sich in Maa Duun!

Was war mit ihnen geschehen?

Hatten die Wächter sie sofort getötet - oder waren sie ihrem Zugriff entkommen?

Wenn das letztere zutraf, dann lief draußen auf der Oberfläche des Planeten bereits eine Suchaktion nach uns an. Die Leutnants würden jedoch die Gegner unterschätzen, falls sie nichts von der Stadt in der Tiefe wußten. Und sie konnten nichts davon wissen, sonst wären wir längst durch ein Flottenaufgebot des Solaren Imperiums befreit worden. Die Terraner würden niemals dulden, daß eine Gefahr unbekannten Ausmaßes in ihrem Operationsgebiet bestand.

“Was ist eigentlich ein Illusionskristall... ?” fragte Elena plötzlich.

Die Frage traf mich wie ein körperlicher Schlag.

Woher wußte die Ärztin etwas von dem Geheimnis der alten Moduls? Wie konnte sie etwas davon ahnen, wenn sie sich doch als Bürgerin Maa Duuns ansah?

Doch auch die Bürger Maa Duuns hatten die Illusionskristalle gekannt - jedenfalls die

wirklichen Bürger. Diese hier wußten nichts davon; ein weiterer Beweis für die "Gefangenen-Theorie".

"Wie kommen Sie darauf?" fragte ich und hielt den Atem an; Elenas Antwort würde entscheidend sein, das ahnte ich.

Sie faßte sich an den Kopf und stöhnte.

"Die Illusionskristalle - wurden sie nicht auf dem siebenten Planeten der Sonne Greenish entdeckt, von einem Mann namens Finch...?"

Das war es? Das war der entscheidende Beweis!

Ich packte sie voller freudiger Erregung an den Schultern und riß sie herum, so daß sie mir in die Augen sehen mußte.

"Davon könnte Jossipor niemals etwas wissen! Aber Elena Jossipowa, die terranische Ärztin, kennt das Geheimnis der Illu-Kristalle! Elena! Verstehen Sie, was das bedeutet?"

Sie schloß die Augen. Ihr Körper erschlaffte plötzlich. Langsam sank ihr Kopf vornüber, bis er an meiner verletzten Schulter lag. Ich mußte die Kieferleisten zusammenpressen, um nicht laut aufzuschreien vor Schmerz. Aber ich schob Elena nicht von mir; behutsam strich ich über ihr flachsblondes Haar.

Allmählich beruhigte sie sich wieder. Ihr Schluchzen wurde zum haltlosen Weinen. Ich begriff, daß sie sich den Schmerz, den Schreck und das Grauen von der Seele weinte, wenn mir auch der terranische Begriff "Seele" unzutreffend erschien für eine nicht völlig erforschte Funktion hochorganisierter Materie.

Ich begriff aber auch, was wir brauchten, um aus diesem getarnten Gefängnis ausbrechen zu können: einen Illusionskristall!

*

Ich begriff jedoch noch mehr: Einst hatte es in Maa Duun mehr Illusionskristalle gegeben als Bürger. Heute war davon kein einziger mehr vorhanden; die Wächter mußten sie beseitigt haben.

Das bestärkte mich in meiner Überzeugung, ein Illusionskristall könnte uns den Weg in die Freiheit ermöglichen.

Leider kannte ich nur einen einzigen Ort, an dem ich einen finden würde: meinen eigenen Raumanzug in der Halle der ewigen Nacht!

Ich wußte, daß ich einen Kristall bei mir gehabt hatte, als wir aufbrachen, um die Spur der Unbekannten zu verfolgen. Und ich verwünschte meine Gedankenlosigkeit, die mich nicht beim ersten Besuch des Tempels daran hatte denken lassen.

Denn diese Gedankenlosigkeit verurteilte mich dazu, den Tempel ein zweites Mal aufzusuchen...!

Elena schien zu erraten, welchen Entschluß ich soeben gefaßt hatte. Sie richtete sich auf und strich die herabhängenden Haarsträhnen aus der Stirn.

"Sie dürfen nicht noch einmal in die Halle der ewigen Nacht gehen, Lun! Ich weiß jetzt alles wieder, was mir entfallen war. Wir benötigen keinen Kristall mehr. Auch Captain Eyseman wird sich erinnern, wenn wir ihm die Wahrheit erzählen."

Ich lächelte verzerrt.

"Könnten Sie Ihre Finger eventuell von meiner verletzten Schulter nehmen, Elena? Es

tut weh.”

Die Ärztin errötete. Hastig löste sie ihre Finger, die in den Verband gekrallt waren. “Verzeihen Sie bitte, Lun. Ich...”

“Schon gut. Das alles ist nebensächlich. Aber Ihre Schlußfolgerung stimmt nicht. Wir brauchen den Kristall in meinem Raumanzug unbedingt!” Ich erzählte ihr, wie ich über die Angelegenheit dachte.

Elenas Gesicht wurde zusehends blasser. Als ich geendet hatte, sagte sie mit bebenden Lippen: “Sie dürfen nicht allein dorthin gehen, Lun. Es ist schrecklich dort. Nehmen Sie wenigstens mich mit!”

Ich schüttelte den Kopf.

“Seien Sie vernünftig, Elena. Auf gar keinen Fall dürfen zwei von uns gleichzeitig gefaßt werden. Einer muß übrigbleiben, der die Stelle des anderen übernehmen kann und auf die Befreiung hinarbeitet.”

Sie stampfte trotzig mit dem Fuß auf.

“Dann gehe ich allein. Sie sind sowieso verwundet und müssen sich schonen.”

Ich ließ sie reden. Doch als Elena anfang, ihre Kombination zu schließen und mein Ultraschallskalpell in den Gürtel zu stecken, riß mir die Geduld.

“Miß Jossipowa!” rief ich sie an.

Der scharfe Zuruf riß sie förmlich herum. Sie stand unmittelbar vor der Tür. War sie erst hindurch, dann konnte ich sie nicht mehr zurückhalten. Mit meiner verletzten Schulter würde ich mich langsamer als sie bewegen müssen.

“Sie sind Angehörige der Imperiumsflotte!” Ich betonte jede einzelne Silbe, um die Worte tief in ihr Bewußtsein eindringen zu lassen. “Der Großadministrator selbst hat Sie der Besatzung meines Expeditionsschiffes zugeteilt, *meines* Expeditionsschiffes, wohlgemerkt. Damit unterstehen Sie meinem Kommando, Miß Jossipowa. Ist das klar?”

Sie rang einige Sekunden stumm mit sich selbst. Dann siegte die anerzogene Disziplin. Sie senkte den Kopf.

“Jawohl, Sir! Ich erwarte Ihre Befehle!”

Unwillkürlich mußte ich lächeln.

“Okay!” Absichtlich verwandte ich den so vieldeutigen terranischen Ausdruck.

“Nennen Sie mich wieder Lun, Elena. Und nun erneuern Sie meinen Verband. Sprühen Sie ein elastisches Schutzplasma über die synthetische Organhaut meiner Verletzung. Danach helfen Sie mir in meine zweite Kombination!”

Sie führte alle Befehle gewissenhaft aus.

Sie tat sogar noch mehr und injizierte mir ein hochwirksames Breitband-Stimulans.

Danach fühlte ich kaum noch Schmerzen. Dafür aber hatte ich das Empfinden, es mit jedem denkbaren Gegner aufnehmen zu können.

“Vielen Dank!” sagte ich, und ich meinte es ehrlich. “Jetzt begeben Sie sich ins Sanatorium und tun so, als wäre nichts geschehen, außer daß ich eben leicht erkrankt bin...”

Elena nickte stumm.

“Vom Sanatorium aus nehmen Sie Kontakt mit Finch auf. Bestellen Sie ihn einfach offiziell zur Vernehmung über die Patientin Noola. Aber sorgen Sie dafür, daß sich keiner meiner Kollegen einmisch. Im Notfall berufen Sie sich auf den strikten Befehl

von mir, die Vernehmung ‚Eysan‘ persönlich durchzuführen. Gehen Sie behutsam vor, Elena. Vermeiden Sie unbedingt, ihm die ganze Wahrheit sofort zu erzählen. Ich möchte nicht, daß ‚Eysan‘ in einer Kurzschlußreaktion zum Verräter wird. Detaillierte Anweisungen kann ich Ihnen nicht geben. Sie müssen das Problem selbst lösen, und da Sie Neurologin sind, werden Sie es auch lösen.” “Und was sollen wir tun, wenn Captain Eyseman die Wahrheit erkannt hat?”

“Warten!” sagte ich hart. “Warten, bis ich vom Tempel zurückkomme - oder bis Sie von meiner Verhaftung erfahren!”

Ich schob sie rasch zur Tür hinaus, damit sie keine Zeit fand, sentimental zu werden. Das, was vor uns lag, vertrug keine Sentimentalität!

*

Diesmal konnte ich nicht bis zum Anbruch der Nacht warten. Der Stein war einmal ins Rollen gebracht worden, und nun half uns nur noch eines: die Ereignisse so schnell wie möglich voranzutreiben.

Mein Plan lag fest.

Ich verzichtete darauf, mich von hinten an den Tempel des Gedächtnisses heranzuschleichen. Bei Tageslicht wäre ich niemals unentdeckt geblieben. Zwar hatte ich den Hypnoscheinwerfer wieder repariert - es war nur ein Kontakt geplatzt gewesen -, aber damit vermochte ich lediglich einen einzelnen zu beeinflussen, und das keineswegs so, daß eventuelle Zuschauer es nicht bemerkten.

Und noch etwas entschied über mein Vorgehen.

Tagsüber kamen ununterbrochen Bürger der Stadt zum Vorplatz des Tempels, entweder, um mit zu Boden gerichteten Augen die Begrenzungslinie abzuschreiten oder einen der aus- und eingehenden Ältesten des Lun-Klans zu sprechen - die meiner Meinung nach allesamt Wächter waren, maskierte Helfershelfer der Meister der Insel oder wer immer dieses Gefängnis eingerichtet hatte.

Niemals hätte ich bei so vielen Bürgern unbemerkt die rote Linie überschreiten können. Die Menge wäre in einen Entsetzensschrei ausgebrochen, den man bis zum anderen Ende der Stadt hätte hören können.

Nur die Ältesten durften die Linie überschreiten... !

Ich reihte mich auf der nächsten Wartepattform in die Reihe ein, die auf Fahrzeuge wartete. Nach etwa fünf Minuten konnte ich in ein Gleitertaxi steigen. Ich nannte als Fahrziel ganz offen den Vorplatz des Tempels.

Während mich der Wagen über Brücken und Hochstraßen trug, nahm ich das Bild der Stadt Maa Duun in mich auf, gleichsam ein Verdurstender, der die riesige Wasserfläche eines kristallklaren Sees vor sich sieht und dabei genau weiß, daß alles nur Vorspiegelung ist.

Dennoch liebten meine Blicke die gläsernen Türme, lauschten die Ohren den klangvollen Akkorden des Windes, der in den Glasharfen der Turmbauten spielte. Das alles entsprach so sehr den alten Überlieferungen, daß beständig Zweifel an mir nagten und das Bild, das ich erkannt hatte, ins Wanken bringen wollten.

Doch ich wußte, was die Halle der ewigen Nacht barg - und ich wußte auch, daß ich mit einer Space-Jet des terranischen Sternenimperiums gekommen war auf die Oberfläche

von Seven - und nicht von Geburt an in der Stadt geweilt hatte.

Und in diesen Minuten der Fahrt, die sich scheinbar zur Ewigkeit dehnten, erkannte ich zum erstenmal die Unwahrscheinlichkeit meiner bisherigen Schlußfolgerungen.

Nicht, daß ich an der Illusion gezweifelt hätte. Aber, wer auch immer die humanoiden Einwohner der Stadt gefangenhielt, der mußte mehr als nur eine Verwahrung von Gefangenen damit verfolgen. Warum gab er den Bürgern die Illusion der Freiheit? Ja, warum hielt er sie überhaupt gefangen und entledigte sich ihrer nicht auf eine andere Art und Weise? Wenn es sich um die Meister der Insel handelte, wie ich bislang angenommen hatte, war mir das noch weniger verständlich. Die Meister der Insel pflegten ihre Feinde gnadenlos zu vernichten, es sei denn, sie hätten ganz konkrete Gründe, sie am Leben zu erhalten.

Was waren die Gründe für die Gefangenschaft der Bürger von Maa Duun... ?

Als der Gleiter auf dem Tempelvorplatz hielt, war ich der Lösung noch keinen Schritt nähergekommen. Im Gegenteil: Der Fragenkomplex, der sich auf getan hatte, wurde immer komplizierter. Zeitweise wünschte ich, alles wäre nur ein Traum und würde verschwinden, sobald ich an Bord der SJC-101 erwachte.

Dieser Wunsch nahm immer mehr Gestalt an. Er lähmte meine Initiative und erzeugte eine gewisse Gleichgültigkeit, die jedoch schlagartig verschwand, als ich die stumpfsinnig vor der Begrenzungslinie dahintrottenden Menschen sah. So benahmen sich keine vernunftbegabten Wesen, die frei über ihr Schicksal entscheiden konnten!

Keiner warf einen einzigen Blick zum Tempel hinüber, der in gleißender Helligkeit auf der Hügelkuppe thronte, eine Zwingburg geistiger Versklavung.

Mir machte es eigenartigerweise nichts mehr aus, in das weiße Strahlen zu schauen - vielleicht, weil ich den Bann gebrochen hatte. Nur durfte ich mir das nicht anmerken lassen. Schon klang in meiner Nähe drohendes Gemurmel auf.

Rasch reihte ich mich ein. Mit anderen zusammen trottete ich neben der roten Linie dahin. Dabei suchte ich die Umgebung mit vorsichtigen Blicken ab.

Endlich fand ich den Seitenpfad. Er führte - so wußte ich - direkt zum Quartier der Ältesten. Dort fanden sie sich zusammen, bevor sie den Tempel des Gedächtnisses aufsuchten.

Wo der Weg auf den Vorplatz mündete, hetzte ich mit wenigen Sprüngen aus der Reihe.

Jemand hinter mir stieß einen schrillen Schrei aus.

Doch da lag ich bereits im Gebüsch, preßte mich an den warmen, würzig duftenden Boden, der mir ein seltsames Gefühl der Geborgenheit verlieh.

Wer immer mich auch ausbrechen sah, er beruhigte sich wieder. Niemand verfolgte mich. Das war auch nicht zu erwarten - außer, einer der Ältesten hielt sich gerade in der Nähe auf. Die anderen waren einfach zu lethargisch, um sich Gedanken über einen Mann zu machen, der die Reihe verließ. Schließlich war ich nicht in Richtung des Tempels gelaufen.

Nach einigen Minuten wagte ich, den Kopf zu heben.

Alles war ruhig.

Nur das Säuseln des Windes, die Akkorde der gläsernen Türme und das monotone Schlurfen vieler Füße drangen in mein Versteck.

Am liebsten wäre ich aufgesprungen und hätte mein Wissen den anderen in die

stumpfen Gesichter geschrien. Aber das hätte wahrscheinlich nur zur Folge gehabt, daß man mich für schizophren hielt und in meinem Sanatorium abliefern.

Ich fragte mich, ob Noola eine Ahnung von der Wahrheit besäße oder ob sie tatsächlich den Gedankengang bis zum Ende verfolgen konnte, da vernahm ich das Knirschen des Kristallstaubes, mit dem der Seitenweg bestreut war.

Langsam richtete ich mich auf, lehnte mich gegen den borkigen Stamm einer Traju und spähte den Pfad hinab.

Ein hochgewachsener, schmalschultriger Mann kam dort herauf. Er trug den schwarzen Umhang mit den silbernen Sternen: Das Symbol der Ältesten des Klans. Sein Gesicht war, wie immer, wenn ein Ältester zum Tempel ging, von einer Kapuze verhüllt, die nur Löcher für Mund, Nase und Augen enthielt. Das erschwerte meine Aufgabe, denn ich würde die Reaktion des Mannes nicht am Ausdruck seines Gesichtes erkennen können.

Als er noch etwa fünf Schritte von mir entfernt war, verließ ich die Deckung und schaltete den Hypnosescheinwerfer ein. Die bunten, in regelmäßigen Intervallen aufzuckenden Kreise erzeugten ein verzerrtes Lichtmuster auf dem schillernden, schwarzen Plastik der Gesichtsmaske.

Der Vermummte tat noch zwei oder drei Schritte, dann blieb er wie angewurzelt stehen.

Aus dem Mundloch drangen unartikulierte Tonfolgen. Die behandschuhten Hände zuckten mit gespreizten Fingern ziellos umher.

Ich empfand sekundenlang berausenden Triumph bei dem Bewußtsein, einen Ältesten - einen Wächter der MdI - besiegt zu haben.

Aber der Gedanke an die schweren Aufgaben, die noch der Lösung harften, ernüchterte mich wieder.

Ich hielt den Lichtkegel der Hypnolampe unverwandt auf das verborgene Gesicht gerichtet und erteilte in eindringlichem, suggestivem Ton meine Befehle.

Wenige Minuten später schritt ich durch die Lücke, die sich in der Reihe der Andächtigen bildete, als ich erschien.

Einem Ältesten erwies man in Maa Duun bedingungslosen Respekt... !

9.

Etwas kroch aus der Öffnung eines Liftschachtes, etwas, das wie ein metallisches Fragment einer unbekannten Maschine aussah.

Samson Caluga stieß einen gellenden Warnschrei aus und riß den Impulsstrahler hoch. Die Mündung wies genau auf das seltsame, kleine Ding, doch der Offizier getraute sich nicht, den Feuerkopf einzudrücken.

Michael Vorbeck war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen, als das Fragment auftauchte. Fasziniert und enttäuscht starrte er es an.

Sollte das die Antwort auf sein Friedensangebot sein... ?

Bevor er einen Entschluß fassen konnte, zischte die Luft vor seinem Gesicht. Eine Faust fuhr herab und schlug auf den Aktivierungsknopf seiner Individualsphäre.

Entsetzt riß Michael den Mund auf.

Er sah, wie sein Freund Samson von dem schlagartig aufgebauten Energiefeld zurückgeschleudert wurde und rücklings gegen die Wand der kleinen Halle taumelte. Das alles spielte sich in Bruchteilen einer Sekunde ab. In der nächsten Sekunde hatte Caluga seine Sphäre ebenfalls wieder aktiviert.

Ein greller Blitz blendete die Augen der Männer.

Als das Jaulen der überlasteten Umformerbänke nachließ und das Leuchten der Energieschirme sich auf ein erträgliches Maß reduzierte, schwebten Vorbeck und Caluga inmitten eines Chaos aus zerrissenen, geschwärzten und teilweise zerschmolzenen Wänden.

Dort, wo kurz zuvor das Metallfragment gelegen hatte, klaffte ein Krater im Metallplastikboden; seine Ränder bestanden aus brodelnder Schmelze, die zischend und qualmend auseinanderfloß und allmählich erstarrte.

Leutnant Michael Vorbeck sah den Freund nachdenklich an. Er schluckte trocken.

“Vielen Dank, Sam!”

Samson lächelte mit verzerrtem Gesicht.

“Keine Ursache, Mischa. Aber hoffentlich siehst du nun ein, daß wir hier mit unserem überspitzten, künstlich hochgezüchteten Idealismus nicht weiterkommen.”

Michaels Miene verdüsterte sich. Deutlich war seinem Gesicht anzusehen, daß in seinem Innern ein erbitterter Kampf geführt wurde: Die Theorie von der Humanität aller vernunftbegabten Wesen, vom stets auf das Gute hin gerichteten Geist, hatte der Praxis nichts standhalten können. Dennoch... !

“Der Vernichtungswille intelligenter Wesen wird entweder von Dekadenz oder Furcht bestimmt. Ich sehe zwar ein, daß wir hier mit Friedensangeboten nichts auszurichten vermögen - aber wir werden nicht eher zurückschlagen, bis wir mehr über die Bewohner dieser Anlage erfahren haben. Allzu stark können sie nicht sein, sonst hätten sie nicht nur einen einzigen ferngelenkten Sprengkörper eingesetzt.”

Er blickte den Freund durchdringend an.

“Woher wußtest du überhaupt, daß es sich bei dem Fragment um einen Sprengkörper handelte?”

Caluga lachte unsicher.

“Ich wußte nichts - ich ahnte es nur. Das dürfte ein Unterschied sein, nicht wahr?”

Michael Vorbeck winkte ab.

“Das ist ja auch völlig egal. Jedenfalls hast du mir das Leben gerettet und deins beinahe geopfert, als du meine Sphäre aktiviertest.”

Er wandte den Kopf und musterte die beiden noch einigermaßen erkennbaren Liftöffnungen.

“Ich denke, es wird das beste sein, wenn wir unseren Weg fortsetzen. Vielleicht hält man uns für tot; um so größere Erfolgchancen rechne ich uns aus.”

“So gefälltst du mir schon besser”, erwiderte Caluga grinsend.

Michael lächelte flüchtig. Dann trat er entschlossen in einen der beiden Schächte und ließ sich fallen. Wie erwartet, funktionierte der Antigravgenerator noch; derartige technische Anlagen liegen meist hinter doppelt und dreifach gestaffelten Wänden oder am Grunde der Schächte.

Samson Caluga benötigte keine besonderen Anweisungen. Er handelte so, wie er es

während seiner Ausbildung gelernt hatte: Er bezog Posten vor der Schachthoffnung, in der Vorbeck verschwunden war.

Aber als zwei Minuten vergangen waren und von Mischa noch immer keine Meldung kam, daß er den Grund des Schachtes erreicht hätte, wurde Samson unruhig.

“Hallo, Mischa! Was ist los?” rief er ins Mikrophon seines Helmtelkoms.

Keine Antwort.

Er rief noch einmal. Als Michael Vorbeck wieder nicht antwortete, wußte Caluga, daß dem Freund etwas zugestoßen sein mußte.

Ohne noch länger zu zögern, sprang er ebenfalls in den Schacht.

Während er im Antigravitationsfeld sank, verfolgte er aufmerksam die Zahlenscheiben seines Chronographen. Die Sinkgeschwindigkeit hatte er bereits mit dem Kombi-Ortungsgerät ermittelt; sie betrug einen Meter pro Sekunde. In einer Minute würde er also sechzig Meter zurücklegen, in zwei Minuten hundert zwanzig - aber vorher mußte er auf die unbekannte Abwehreinrichtung stoßen, der Vorbeck offenbar zum Opfer gefallen war... !

Unwillkürlich schüttelte er den Kopf.

Mischas Individualsphäre hätte jeder Waffenwirkung standgehalten, die hier in dem relativ engen Schacht überhaupt denkbar war. Alles, was imstande gewesen wäre, das Schirmfeld zu durchbrechen, würde unweigerlich auch den Schacht verwüsten - und das war nicht geschehen.

Doch bevor Samson Caluga das Problem auch nur ganz erfassen konnte, tauchte unter ihm eine hell erleuchtete Kreisfläche auf.

Der Leutnant blickte auf den Chronographen.

Vierzig Sekunden!

Der Schachtgrund lag also in etwa fünfzig Metern Tiefe, wenn man die restliche Distanz dazu rechnete.

Samsons Wachsamkeit wurde zum nervösen Lauern. Er witterte überall Gefahr.

Aber nichts störte seine Landung auf dem Boden der Röhre.

Noch einmal spürte er die Trockenheit in seinem Hals. Der Puls hämmerte in den Schläfen, und die Stirn überzog sich mit einem dichten Netz feiner Schweißperlen.

Die Stille hier unten lastete unerträglich schwer auf den Nerven.

Leutnant Caluga nahm einen Schluck Gemüsesaftcocktail aus dem Spritzröhrchen in seinem Helm. Die Trockenheit in seinem Hals blieb. Es war normale, kreatürliche Angst, die den Offizier würgte, etwas, wogegen kein Mensch aus Fleisch und Blut und mit einem normalen Gehirn gefeit war.

Als Samson das erkannte, kehrte seine Entschlußkraft fast schlagartig zurück. Ein Lächeln der Selbstironie, ein winziges Verziehen der wulstigen Lippen und ein kehliges Lachen waren die Reaktionen darauf.

Samson Caluga lockerte den Griff um die Impulswaffe. Er drehte sich um und betrachtete die Wände der Halle, in der er gelandet war.

Im nächsten Augenblick zog er hörbar die Luft zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch.

Eine der Wände war durchsichtig.

Und dahinter...

Der Leutnant ließ sein Mikro-Triebwerk kurz anspringen. Seine Sphäre trug ihn auf die

transparente, schwach bläulich schillernde Wand zu. Knapp vor ihr bremste er ab. Er blickte in eine riesige Halle, deren Wände sich halbkugelförmig über einem Mosaikboden aus grünlich schimmernden Kristallen wölbten. Und an den Wänden standen sechs metallisch glänzende Gebilde! Fünf von ihnen waren eindeutig als Positronengehirne zu erkennen. Ihre Kapazität mußte - nach der Größe zu urteilen - etwa mit derjenigen der Bordgehirne terranischer Superschiachtschiffe zu vergleichen sein. Die typischen Verkleidungsröhren energetischer Feldleiter mündeten in der Rückwand. Das sechste Gebilde jedoch unterschied sich wesentlich von den anderen fünf. Einiges an ihm erinnerte zwar ebenfalls an positronische Gehirne; andere Merkmale wiesen auf ein Fahrzeug hin, das sich ähnlich einem terranischen Shift vorwärtsbewegen konnte. Feldleiter waren nicht zu erkennen. Dafür gleißten an seiner Oberfläche sechs kegelförmige, schwach pulsierende Energiegebilde: Antennen für Energieaufnahme und abgabe! Ein Roboter? Verschiedene Manipulierauswüchse schienen darauf hinzuweisen, daß es sich bei dem sechsten Gebilde um einen Roboter handelte. Aber Caluga verstand genug von Kybernetik, um zu wissen, daß er keinen gewöhnlichen Roboter vor sich hatte. Dieses Gebilde bestand zu mindestens achtzig Prozent aus einer leistungsfähigen Positronik! Doch nicht nur aus diesem Grund fühlte der junge Offizier eine Gänsehaut auf seinem Rücken. Zwischen zwei Positroniken lag etwas, das er nur zu gut kannte: Drei Raumanzüge von dem Typ, wie ihn die Imperiumsflotte benutzte... ! Unwillkürlich hatte Samson Caluga die linke Hand auf den Aktivierungsschalter seines Mikro-Triebwerkes gelegt. Ebenso unwillkürlich gab er einen kurzen Schubstoß. Die transparente Wand wuchs vor ihm auf, strahlte in blauweißer, blendender Glut, als die Energiesphäre dagegenstieß. Dann verschwand sie. Mit der Wand zusammen verschwanden die drei Raumanzüge und die sechs Positroniken...

*

Niemand hielt mich auf, als ich den Tempel des Gedächtnisses betrat. Ohne zu zögern durchschritt ich die verschiedenen Hallen. Stimmen drangen aus offenen Schotten, und von irgendwoher kam eine klagende Melodie. Dann stand ich vor der Halle der ewigen Nacht. Die Dunkelheit war so vollkommen wie beim ersten Besuch. Nur das grünliche Kristallmosaik schuf eine Dämmerzone, die aber schon dicht über dem Boden in nachtdunkle Schwärze überging. Nachdenklich schaute ich auf das klare Funkeln der Mosaikkristalle. Es erinnerte mich verschwommen an etwas, das ich nur zu gut kannte. Plötzlich traf mich die Erkenntnis: Das waren Illusionskristalle - verarbeitet zu einem

abstrakten Muster und erhellt von einer darunter befindlichen Quelle diffusen Lichts! Ich spürte das vertraute Ziehen in meinem Nacken. Obwohl ich - im Unterschied zu anderen humanoiden Intelligenzen - von Natur aus gegen die suggestive Beeinflussung der Illusionskristalle gefeit war, fürchtete ich einen Atemzug lang, meine Identität zu verlieren.

Das war allerdings unmöglich. Ein Modul mußte schon willens sein, sich in den Einfluß eines Illu-Kristalls zu begeben; er mußte sich auf die Aufgabe der Realität konzentrieren, um in ein suggeriertes Traumreich hinüberzugleiten.

Dennoch spürte ich, wie die Erregung mein Blut rasend schnell durch die Muskelarterien und -venen jagte, wie sich blaßrote Nebelschleier vor meine Augen legten und ich am ganzen Körper zu zittern begann.

Konnte es nicht sein, daß ich beim erstenmal unbemerkt dem Einfluß der Kristalle erlegen war?

Kein Modul hatte jemals allein einer so großen Anzahl gegenübergestanden. Vielleicht nahm die Wirkungsintensität mit der Quantität zu!

Und wenn es sich so verhielt, dann befand ich mich möglicherweise wieder unter dem Einfluß der Kristalle, in einer Scheinwelt, die der objektiven Realität entbehrte...

Dann war vielleicht alles nur Illusion: die Halle der ewigen Nacht, die drei Raumanzüge, das Tagebuch und auch die Persönlichkeit Baar Luns... !

Die Ungewißheit war nicht zu ertragen. Ich mußte mich selbst prüfen.

Kurz entschlossen drehte ich mich um, so daß ich in die schwach erleuchtete Nebenhalle hinabsah. Dann dachte ich intensiv daran, ich stünde unter der suggestiven Wirkung eines Illusionskristalls.

Das war eine bewährte Probe.

Jemand, der sich unter dem Einfluß eines Kristalls befand, brauchte nur daran zu denken - und schon gab der Kristall seinen Geist frei.

Wenn es so wäre, wo würde ich mich wiederfinden... ?

Doch es geschah überhaupt nichts. Das hieß, etwas ereignete sich schon. Ich hatte das Empfinden, plötzlich nur noch ein immaterieller Bewußtseinsinhalt selbst zu sein. Dieses Empfinden schwand jedoch sofort wieder, und zu dieser Zeit beachtete ich es nicht weiter, da es sich leicht durch Überreizung meines hypersensiblen Gehirns erklären ließ.

Die Umgebung veränderte sich nicht. Ich wandte mich um und sah wiederum nur nachtschwarze Finsternis und schwach leuchtendes Mosaik.

Befreit atmete ich auf.

Mit einemmal fand ich meine Zweifel lächerlich und nahezu psychopathisch übersteigert.

Wie beim erstenmal ging ich geradeaus über das Mosaik hinweg und in das Dunkel hinein. Und wie beim erstenmal tat sich ein Lichtoval vor mir auf und gab den Blick frei auf drei Raumanzüge. Sie lagen ein wenig anders, als ich sie beim ersten Besuch in der Halle der ewigen Nacht vorgefunden hatte; wahrscheinlich hatte ich sie damals beim Durchsuchen der Taschen verschoben.

Hastig riß ich meinen Anzug an mich. Ich wußte, in welcher Tasche sich der Illusionskristall befand und brauchte daher nicht danach zu suchen. Mein Tagebuch allerdings fand ich nicht wieder. Offensichtlich hatte ich es also doch beim Abstieg

über die Felswand oder beim Kampf mit den Strauchechsen verloren.
Aber das war unwesentlich. Wichtig allein war der Kristall. Ich hielt ihn prüfend gegen das Licht des ovalen Ausschnitts der Halle, und jäh überkam mich die Versuchung, ihn bereits hier auszuprobieren.
Ich konzentrierte mich.
Vor meinem Auge strahlte das grünliche Leuchten des Kristalls. Allmählich verstärkte sich der Eindruck, ich stiege körperlich in dieses grüne Leuchten hinein.
Und dann stand ich aufrecht in einer von grünem Licht erhellten Halle.
An den Wänden hockten klobige, dumpf brummende Ungeheuer. Bei näherem Betrachten erwiesen sie sich als große Positronengehirne, deren energetische Feldleiter gleich Nabelschnüren an ihnen hingen und unter dem beständigen Strom zufließender Energie vibrierten.
Fünf Positroniken konnte ich zählen - und ein sechstes Gebilde, das sich von ihnen in einigen Details unterschied.
Eiskalte Schauer rannen mir über den Rücken, als ich in die robotischen Seh-, Greif- und Tastorgane des dicht über dem Boden schwebenden Gebildes sah. Ich hatte den Eindruck, als beobachtete es mich aufmerksam, studierte meine Reaktionen und wäre jederzeit in der Lage, mich auszulöschen.
Doch es rührte sich nicht.
Nach einiger Zeit vermochte ich den Blick von diesem alptraumhaften Maschinenmonstrum loszureißen. Ich blickte hoch - und erstarrte erneut!
Draußen hinter der transparenten Hallenwand Schwebte - ein Mensch!
Durch die energetische Sphäre, die ihn umgab, und durch den Druckhelm seiner Kombination hindurch Sah ich in die vertrauten Züge von Michael Vorbeck... !
Der Leutnant schien mich nicht zu sehen. Er blickte Unverwandt auf die sechste Positronik. Ich winkte. Er rührte sich nicht.
Ich schrie.
Er wandte langsam den Kopf, sah zu mir herüber doch seine Blicke gingen durch mich hindurch, als bestünde ich aus Luft. Er betrachtete eines der anderen Gehirne.
Ich stand furchtbare physische Qualen aus.
Warum sah mich Leutnant Vorbeck nicht?
Plötzlich zuckte ich zusammen. Seine Augen wurden groß.
Er hatte die drei leeren Raumanzüge entdeckt.
Ich sah, wie er sich kaum merklich in Bewegung setzte, auf die Hallenwand zutrieb.
Dann blendete ein greller Blitz meine Augen.
Als ich wieder sehen konnte, war Michael Vorbeck verschwunden... !

*

Ich sank in die Knie. Panisches Entsetzen schüttelte meinen Körper. So nahe war die Rettung gewesen, die Rettung für die Gefangenen Maa Duuns und für Elena, Finch und mich - und nun... !
Es dauerte wahrscheinlich einige Minuten, bis ich mich von diesem psychischen Schock erholt hatte und wieder einigermaßen klar zu denken vermochte.
Ich richtete mich auf und schritt taumelnd zu der Stelle an der Wand, hinter der ich den

Terraner gesehen hatte.

In diesem Augenblick tauchte er wieder auf.

Ich sah in sein Gesicht - und erkannte meinen Irrtum.

Das war nicht Vorbeck, sondern Caluga!

Doch obwohl sein Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt war - nur getrennt durch die transparente Wand der Halle - blickte er durch mich hindurch.

Alles andere in der Halle der ewigen Nacht schien er sehen zu können - nur mich nicht.

Ich schrie, ich winkte; es half alles nichts.

Sekunden später verschwand Samson Caluga auf die gleiche rätselhafte Art wie zuvor Leutnant Michael Vorbeck.

Ich war wieder allein - allein mit sechs Positroniken, von denen eine ein Monstrum war.

War das, was ich gesehen hatte, Wirklichkeit gewesen? Oder hatte der Illusionskristall... ?

Die transparente Wand verschwand. An ihre Stelle trat wieder die Finsternis der Halle der ewigen Nacht und das Lichtoval mit den drei Raumanzügen.

Es fiel mir sehr schwer, daran zu glauben, daß ich nur einer Illusion erlegen war. Doch es blieb mir nichts anderes übrig. Ich hatte mich auf den Kristall konzentriert - und als ich erneut an ihn dachte, war das Traumgeschehen wieder der Realität gewichen.

Und dennoch: Die Erinnerung und psychischen Eindrücke wirkten so stark nach, wie ich es noch niemals erlebt hatte - nicht, wenn es Erinnerungen und Eindrücke eines Geschehens jenseits der Realität gewesen waren... !

Ein Gedanke stieg aus der Tiefe meines Unterbewußtseins - und sank wieder hinab.

Ich wußte, daß ich das Rätsel von Maa Duun lösen konnte, wenn ich ihn weiterverfolgte. Aber er ließ sich nicht zurückholen.

Das alles machte mich unsicher. Ich hatte die Lösung fast in der Hand gehalten - und sie sah anders aus, als ich es mir vorher vorgestellt hatte, ganz anders. Lag denn noch Sinn in allen meinen Handlungen, wenn ich wußte, daß sie nicht zum Ziel führen konnten?

Es bedurfte des Einsatzes meiner ganzen Willenskraft, um die Depressionen zu überwinden. Ich sah ein, daß ich mich nicht darauf verlassen durfte, daß der entscheidende Gedanke von selbst wiederkäme. Ich mußte handeln; vielleicht stieß ich dann darauf.

Und es wurde höchste Zeit, zu handeln, Draußen lag der von mir hypnotisierte Wächter im Gebüsch. Wenn man ihn erst einmal vermißte, würde man auch Verdacht schöpfen. Und vielleicht...

....Vielleicht hatte mein Illusionskristall mir einen Ausblick auf die Realität hinter den natürlichen Kerkermauern der Stadt Maa Duun gegeben. Vielleicht befanden sich Vorbeck und Caluga in größter Gefahr.

Ich steckte den Kristall ein und wandte mich um. In größter Eile hastete ich durch die Finsternis, durch die zahlreichen Hallen des Tempels - und verlangsamte meinen Schritt, als ich das Portal erblickte.

Zwei Wächter standen zu beiden Seiten des Portals. Ich verhielt unschlüssig.

Mußte ich mich durch irgendein Lösungswort zu erkennen geben? Oder durch eine Geste?

Ich wußte es nicht. Ich wußte nur, daß ich nicht zögern durfte. Also ging ich hochaufgerichtet zwischen den Wächtern hindurch, ohne sie überhaupt eines Blickes zu würdigen. Die Gesichtsmaske sorgte dafür, daß ich nicht erkannt werden konnte.

Erst als ich die rote Linie überschritt, wußte ich, daß mein Plan gelungen war.

Ich fand den hypnotisierten Wächter noch an der Stelle vor, an der ich ihn versteckt hatte. Er sah mir mit starrem Blick entgegen. Ansonsten reagierte er nicht.

Wieder trat meine Hypnolampe in Aktion. Ich zwang den Wächter, die Kleidung mit mir zu tauschen und das Vorgefallene zu vergessen. Als Ersatz-Erinnerungen gab ich ihm ein, er hätte einen Schwächeanfall gehabt und wäre eine halbe Stunde lang bewußtlos gewesen. Etwas anderes fiel mir im Augenblick nicht ein; außerdem erschien es mir nicht schlechter als jede andere Ersatz-Erinnerung.

Nachdem er in Richtung auf den Tempel davongegangen war, schlich ich mich zur nächsten Halteplattform und ließ mich von einem Taxi zu meiner Wohnung zurückbringen.

Dann rief ich Elena über Visiphon an und fragte sie, was Finch Eyseman zu ihrer Eröffnung gesagt hätte.

Die Terranerin war fast eine Minute lang nicht in der Lage, ein vernünftiges Wort zu reden. Sie schien außer sich vor Freude über meine gesunde Rückkehr zu sein. Einen derartigen Gefühlsüberschwang hatte ich bei Terranern selten beobachtet. Nun, möglicherweise stellte Elena Jossipowa eine Ausnahme dar.

Ich wartete geduldig, bis sie sich wieder gefaßt hatte, dann stellte ich meine Frage zum zweitenmal.

Elena nickte eifrig.

“Zuerst zweifelte er ein wenig an meinem Verstand oder vielleicht dachte er auch nur, ich wollte einen psychologischen Test mit ihm machen. Doch als ich die Illusionskristalle erwähnte, glaubte er mir.”

Sie lachte. Es war ein unnatürliches Lachen, in dem sich die ganze nervliche Anspannung der letzten Stunden ausdrückte.

Ich beachtete es kaum. Wieder war der Gedanke in mir aufgetaucht - und sofort wieder verschwunden, der Gedanke, der den Weg zur Lösung unseres Problems aufzeigen konnte.

Ich versuchte, jene Empfindungen zu analysieren, die ich beim Anhören ihres Berichtes gehabt hatte. Ohne Erfolg.

Irgendwie spielte der Begriff “Illusionskristall” eine wichtige Rolle, aber ohne den entscheidenden Gedanken führten sämtliche Überlegungen zu keinem Ergebnis.

“Wo befindet sich Captain Eyseman jetzt?” fragte ich.

“In seinem Vergnügungshaus am Platz des Vergessens, Lun.” Sie errötete und fügte rasch hinzu: “Wir haben vereinbart, uns heute nacht in einer Isolierkabine des Sensitivkinos zu treffen - um entweder zu beraten, wie wir Sie befreien könnten, oder aber um mit Ihnen zusammen die nächsten Schritte zu besprechen.”

“Ganz ausgezeichnet!” rief ich freudig erregt aus. “Sie haben genau das getan, was ich Ihnen jetzt sagen wollte! Sie sind wirklich tüchtig, Elena!”

Mein Lob war spontan gekommen und nicht etwa als billiges Kompliment gedacht gewesen. Aber die Neurologin errötete noch stärker. Dabei trat wieder einmal der rätselhafte Schimmer in ihre braunen Augen, der mich schon immer so seltsam berührt

hatte. War es denkbar, daß Elena etwas für mich empfand?

Ich mußte über diesen absurden Gedanken lachen, Elena Jossipowa, eine bildhübsche Terranerin, die jedem Flottenoffizier den Kopf verdrehen konnte, wenn sie wollte - niemals würde sie Liebe für ein kahlköpfiges, hypersensibles Monstrum wie mich empfinden! Außerdem unterschied ich mich organisch von den terranischen Humanoiden, ganz abgesehen davon, daß ich mehr als sechshundert Erdjahre alt war... Nein, ich mußte närrisch gewesen sein, auch nur eine Sekunde lang an so etwas zu denken.

“Worüber lachen Sie, Sir?” unterbrach Elena abrupt meinen Gedankengang. Sie hatte sehr förmlich gesprochen, ja fast steif, und ich merkte, daß sie beleidigt war. Man sollte eben nie über etwas lachen, von dem der Gesprächspartner nichts ahnt!

“Oh!” sagte ich verlegen. “Ich mußte an ein Erlebnis vor dem Tempel des Gedächtnisses denken, Elena. Aber das erzähle ich Ihnen nachher. Wir treffen uns nach Dienstschluß am Energiebrunnen auf dem Platz des Vergessens, ja?”

Nun strahlte ihr Gesicht schon wieder.

“Ja!” flüsterte sie. “Ich werde pünktlich sein.”

10.

Die Ereignisse liefen so blitzschnell ab, daß Leutnant Vorbeck fast eine Minute benötigte, um herauszufinden, was eigentlich geschehen war.

Er schwebte im Nichts.

In weiter Ferne glitzerten und gleißten unzählige bunte Lichtpunkte. Einer von ihnen verbreitete eine derartig starke, grünliche Helligkeit, daß Michaels Augen schmerzten, wenn sein Blick darauf fiel.

Er wandte sich um, indem er ruckartige Bewegungen ausführte. In langen Jahren trainierte Verhaltensweisen wirkten selbst aus dem Unterbewußtsein heraus noch.

Allmählich glitt eine silbern leuchtende Nebelspirale in sein Blickfeld. Michael Vorbecks Brust hob und senkte sich in einem tiefen Aufstöhnen.

Er schwebte schwerelos im All - und die Nebelspirale war nichts anderes als die Andromeda-Galaxis... !

Die bunten Lichtpunkte waren die Sterne ANDRO-Betas, und die grünlich strahlende Sonnenscheibe trug in den terranischen Katalogen die Bezeichnung “ANBE-Greenish”.

Wieder bewegte sich der Leutnant. Diesmal aber nahm er das Mikro-Triebwerk seines Einsatzanzugs zu Hilfe. Sekundenlang hatte er den Eindruck, die Sterne ringsum bewegten sich ruckhaft ein kurzes Stück - so, als ob der Minutenstrich vorgerückt wäre.

Dann pendelte sich das Bild wieder auf einen Ruhepunkt ein.

Weit unter dem Flottenoffizier leuchtete eine Planetensichel: Greenish-7!

Jedenfalls erschien es Michael Vorbeck sicher, daß es sich um den siebenten Planeten der Sonne Greenish handelte. Von dort war er gekommen...

Sinnloserweise zuckte seine Rechte zur Impuls- und Waffe im Gürtelhalter, als sich wenige

Meter von ihm entfernt - auf etwa gleicher Kreisbahnebene - ein blauweiß strahlender Ring aufbaute.

Etwas materialisierte im Innern des Ringes - und Vorbeck wußte bereits, was es war, bevor er es erkennen konnte.

Der Energiering erlosch fast sofort wieder.

Nur der materialisierte Körper blieb.

Ein lautes Stöhnen klang in Michaels Helmempfänger auf, dann einige heftige Atemzüge.

Leutnant Vorbeck lächelte wissend.

“Hallo, Sam!” sagte er so ruhig wie möglich.

Der andere Körper vollführte eine unkontrollierte Bewegung.

“Wer spricht da?” erscholl es heiser und erschrocken.

“Hier Mischa! Ein Transmitter hat uns in den Weltraum über Greenish-7 geschleudert, Sam. Etwas Besseres wußten die Herrschaften dort unten anscheinend nicht mit uns anzufangen.”

Eine Weile blieb es still. Dann schien sich Samson Caluga vom ersten Schock erholt zu haben. Betont lässig sagte er: “Ich hätte diesen Brüdern etwas Besseres vorschlagen können, wenn sie mich nur angehört hätten!”

“Wir *werden* ihnen etwas Besseres vorschlagen!” versprach Leutnant Vorbeck in grimmigem Ton.

“Dazu müßten wir erst einmal wieder in die Anlage gelangen, Mischa”, gab Samson resignierend zurück. “Man hat uns ganz schön an der Nase herumgeführt, mein Lieber. Denkst du vielleicht, wir würden ein zweites Mal so weit kommen? - Was hast du übrigens von einem Transmitter gefaselt, eh?”

“Ach?” Michael Vorbeck grinste. “Der Herr Leutnant beginnt wieder zu denken, was? Natürlich hat man uns per Transmitter ins Vakuum verfrachtet. Wie denn sonst?”

Samuel stieß eine Verwünschung aus.

“Sag bloß, man hätte einen Fiktivtransmitter eingesetzt!” fügte er, etwas ruhiger, hinzu.

“Nein”, entgegnete Michael. “Du konntest den Vorgang selbst natürlich nicht beobachten, aber ich habe dich ankommen sehen. Zuerst projizierten die Unbekannten ein Materialisierungsfeld, dann sandten sie dich als umgeformten, energetischen Impuls nach.”

“Eine tolle Schweinerei!” konstatierte Caluga. “Und ich dachte, wir wären schon dicht vor dem Ziel!”

“Wir waren es, Sam! Wir standen unseren Gegnern gegenüber. Leider konnten wir nicht wissen, daß die Berührung der transparenten Wand die letzte und wirksamste Sicherheitsschaltung auslöste. Sonst wären wir anders vorgegangen.”

“Einen Moment! Ich verstehe dich nicht ganz, Mischa! Sagtest du, wir hätten unseren Gegnern gegenübergestanden?”

“Genau das! Wenn wir eigentlich auch nicht standen, sondern schwebten. Aber das spielt wohl keine entscheidende Rolle.”

Caluga schluckte hörbar.

“Dann... dann... ist unser Gegner eine... eine Maschine!”

“Sechs Maschinen! Obwohl diese eine, die offensichtlich nicht ortsgebunden ist, der

gefährlichste Gegner sein dürfte. Wenn man als gegeben annimmt, daß nur sie sich fortbewegen kann, dann haben wir auch die Erklärung für den relativ geringfügigen Widerstand, den man uns leistete.”

“Nun, mir reicht es gerade! Immerhin wurden Baar Lun, Finch und Elena getötet - und uns schickt man einfach in den Raum hinaus, als wären wir lästiges Ungeziefer!”

“Jetzt wissen wir Bescheid. Noch einmal kann man uns nicht überlisten.”

Michael Vorbeck zog die Fernsteuerung hervor und drückte in bestimmtem Rhythmus auf die Schaltknöpfe.

Eine Minute verstrich - eine zweite...

Plötzlich glomm über der Nachtseite Sevens ein blauweißer Lichtpunkt auf, wurde größer und größer und stand schließlich still, kaum hundert Meter von den beiden Männern entfernt.

Das diskusförmige Raumschiff schimmerte verheißungsvoll im Licht der Sonne. Er strahlte gleichsam Ruhe und Geborgenheit aus; es war das Zuhause der Raumfahrer!

Mit den Mikro-Triebwerken überbrückten sie die Entfernung in wenigen Sekunden. Sie stiegen durch die Schleuse und nahmen dann ihre Plätze in der Zentrale mit der Ruhe von Jägern ein, die genau wissen, daß ihnen ihre Beute nicht mehr entgehen kann.

*

Vierzigtausend Kilometer entfernt begann eine andere Jagd...

Als ich am Platz des Vergessens aus dem Gleitertaxi stieg, sah ich die beiden unauffällig gekleideten Männer. Sie fielen mir zuerst durch ihr Verhalten auf, denn sie lösten sich ein wenig zu schnell aus dem Schatten einer Hausnische und schlenderten zu betont desinteressiert auf den Energiebrunnen zu.

Nach dem ersten Schreck wurde ich ganz ruhig.

Nun war es also doch geschehen!

Man hatte Verdacht geschöpft. Möglicherweise wußte man von meinen Besuchen im Tempel des Gedächtnisses.

Kalt wog ich die Chancen ab.

Ich selbst war sicherlich schon so gut wie tot. Aber vielleicht ahnte man nicht, wieviel Elena wußte - und ob man über Finch Eyseman informiert war, erschien mir zumindest unwahrscheinlich.

Folglich galt es, die anderen gar nicht erst tiefer in die Sache hineinzuziehen!

Elena Jossipowa hatte mich bereits gesehen. Also durfte ich mich darauf verlassen, daß sie entsprechend reagieren würde, wenn ich entgegen unserer Verabredung handelte.

Ich ging im normalen Fußgängertempo auf das Portal des Vergnügungshauses zu. Hier trafen sich täglich Tausende Einwohner der Stadt, und ich konnte mit einiger Berechtigung hoffen, daß meine Spur in dem Gewühl abreißen würde - jedenfalls für die beiden verkleideten Wächter.

Als ich mich durch eine Mensentraube zur Vorhalle durchkämpfte, warf ich aus den Augenwinkeln einen Blick zurück.

Ich atmete auf.

Elena hatte ihren Standort neben dem Brunnen verlassen und strebte zielsicher auf das

Eingangsportal zu.

Die beiden Wächter schienen nicht genau zu wissen, wie sie auf meine Taktik reagieren sollten. Sie blieben unschlüssig stehen.

Ich lachte so grimmig, daß einige Frauen erschrocken vor mir zurückwichen. Sofort drängten sich zwei geckenhaft aufgeputzte Burschen heran und nahmen mir gegenüber eine provozierende Haltung ein. Ich schob sie mit den Ellenbogen zur Seite, machte zwei lange Schritte - und drehte mich blitzschnell um.

Der langaufgeschossene Bursche, der soeben zum Sprung angesetzt hatte, schlug die Augen nieder und machte, daß er in der Menge untertauchte. Wahrscheinlich sah mein Gesicht in diesen Sekunden zum Fürchten aus.

Ich wandte mich erneut um, spähte dabei nach den Eingängen zu den Sensitivkinos - und erstarrte.

Die vier Männer waren zu auffällig vor den Eingängen postiert, als daß sie mir hätten entgehen können.

Nun gab es für mich keinen Zweifel mehr daran, daß ich verloren war.

Vorsichtig ließ ich mich von der Menge treiben und spähte dabei aufmerksam umher. Vorläufig aber entdeckte ich keine weiteren verdächtigen Gestalten - und die vier Wächter schienen mich noch nicht bemerkt zu haben.

Unauffällig zwängte ich mich in die nach dem Ausgang strebende Menge, die bedeutend weniger Köpfe zählte als die nach innen drängende.

Dann sah ich in einigen Metern Entfernung vor mir Elenas Kopf.

Auch sie mußte mich im selben Moment erkannt haben, denn sie steuerte zielstrebig auf mich zu. Ich begann zu schwitzen, als ich daran dachte, daß ihr Verhalten den Wächtern auffallen könnte.

Als wir uns so nahe waren, daß sich unsere Hände berührten, reichte ich Elena den Illusionskristall zu.

“Unauffällig zu Finch!” flüsterte ich ihr zu. “Ich bin entdeckt!”

“Aber... !” wollte sie protestieren. Ihre Lippen bebten.

“Kein Kontakt mehr mit mir!” befahl ich noch leiser.

Danach ließ ich sie einfach stehen und schlenderte auf den Ausgang zu wie ein Besucher, der der Vergnügungen dieses Hauses überdrüssig geworden war.

Anfänglich hatte ich mich widerstandslos festnehmen lassen wollen. Doch dann überlegte ich es mir anders. Ich kannte die Mittel nicht, mit denen die Wächter ihre Gefangenen verhörten. Aber die Tatsache, daß sie imstande waren, intelligenten Wesen eine fremde Persönlichkeit einzupflanzen und die alte zu verdrängen, redete eine sehr deutliche Sprache.

Es gab nur noch eine Chance für Elena und Finch: Ich mußte meine Freiheit so teuer wie möglich verkaufen und es den Wächtern schwermachen, mich einzufangen. Vielleicht reichte die Zeit für die beiden Terraner aus, einen Weg nach draußen - nach oben - zu finden.

Glücklicherweise begegneten mir die Verfolger vom Platz des Vergessens mitten in der Menschentraube vor dem Portal. Das raubte ihnen die Bewegungsfreiheit.

So hoffte ich jedenfalls.

Aber die Hoffnung trog.

Sie zogen plötzlich transparente Stäbe aus ihrer Kleidung und berührten damit die

Umstehenden.

Schmerzenschreie gellten über den Platz. Alle strebten weg von den beiden Männern mit den Stäben.

Ich vermutete, daß es sich um eine Schockwaffe handelte - relativ primitiv im Vergleich zu terranischen Schockblastern, aber ich verspürte dennoch keine Lust, mit ihnen in näheren Kontakt zu kommen.

Doch ich schaffte es nicht mehr.

Die Wächter gingen zu brutal und rücksichtslos gegen alle im Wege Stehenden vor, als daß ich mit ihnen hätte konkurrieren können.

Sie erreichten mich, kurz bevor ich aus dem panikerfüllten Menschenstrudel entkommen konnte.

Ihre Stäbe fuhren auf mich herab.

Ich stand ganz steif und schloß die Augen. Ein eisiger Hauch fuhr über mich hinweg. Der Atem der Menschen wurde zu weißem Nebel. Die Stäbe der Wächter fielen zu Boden und zersprangen beim Aufprall in tausend Scherben.

Unbewußt hatte ich meine Fähigkeit der Energietransformation eingesetzt. Die Schockenergie der Stäbe war in flüssigen Wasserstoff verwandelt worden...

Bevor sich die Wächter von ihrem Schreck erholten, rannte ich in weiten Sätzen davon. Ich hatte bereits die gegenüberliegende Häuserfront erreicht, als aus der Ferne ein Geräusch erklang, das ich bislang in Maa Duun noch nicht kennengelernt hatte: das Schrillen von Alarmpfeifen! Die Jagd begann - und ich war das Wild!

*

Es nannte sich selbst NOKTURN.

Seine Aufgabe war: Koordinierung der Energieversorgung und Speicherprogrammierung der fünf "Brüder", Schutz des Vermächtnisses der Herren, die auf der Flucht vor einem übermächtigen Gegner waren.

Absolut logisches Denken vereinte sich mit Kompromißlosigkeit. NOKTURN war der ideale Wächter über das Geheimnis einer Gruppe intelligenter Wesen, die einst auf dem einzigen Mond des Heimatplaneten ihrer Rasse gelebt hatten. Eine Erfindung bewog die Renegaten aus dem fernen Andromedanebel, "das Volk" zu verschleppen und ihm den größten Teil seiner technischen Errungenschaften zu nehmen.

Die Angehörigen des Luna-Klubs mußten vergessen, um überleben zu dürfen. Sie nannten ihre Gemeinschaft fortan den Lun-Klan und die Stadt, die sie auf dem siebenten Planeten einer grünen Sonne errichteten, Maa Duun.

Doch dann stießen sie auf das Geheimnis der Illusionskristalle - ein Geheimnis, das der Macht des Spiralnebels niemals hätte gefährlich werden können. Aber diese stets inkognito bleibende Macht duldete nicht einmal die Möglichkeit einer Gefahr.

Erneut mußte der Lun-Klan eine Heimatwelt verlassen.

Zurück blieben NOKTURN und seine fünf Brüder zu wachen, zu erhalten und weiterzugeben das Vermächtnis des Klans.

Doch die Jahrtausende vergingen, und unterschiedlichste äußere Einflüsse wirkten auf das empfindliche Innere NOKTURNs ein...

Meine Lage war so gut wie aussichtslos.

Von überall her gellte das schrille Geräusch der Alarmpfeifen an meine Ohren. Wächter in Gleitern und zu Fuß hatten mich eingekreist und trieben mich immer mehr in die Enge.

Ich lag auf dem gläsernen Dach eines Hauses. Mein Atem ging keuchend und rasselnd. Der Schweiß sammelte sich in meiner Plastikkombination, ohne verdunsten zu können.

Fast eine Viertelstunde durfte ich mich ausruhen. Dann zwang mich ein über die Dächer brausender Atmopshärengleiter, mein Versteck aufzugeben. Ich ließ mich durch die Dachpforte gleiten, raste die Nottreppe hinab und blieb am Hinterausgang stehen, um mich nach meinen Verfolgern umzuschauen.

Erneut schrillten die Alarmpfeifen von allen Seiten zugleich.

Die Wächter kannten sich in psychologischer Zermürbungstaktik aus.

Ich zog mein Ultraschallskalpell aus dem Gürtel und setzte die linsenförmig geschlitzte Austrittsöffnung an die Schläfe. Lebendig sollte man mich nicht bekommen!

Doch da fiel mein Blick auf eine Wartepattform, nur wenige Meter von meinem Standort entfernt: eine private Plattform für Lufttaxis!

Nach kurzem Zögern steckte ich das Skalpell weg.

Ich sprang auf die Plattform und warf mich dort zu Boden - hoffend, daß meine Verfolger nicht daran gedacht hatten, die Lufttaxis zu sperren.

Der silbern blinkende Leib des Fahrzeugs senkte sich neben mir auf das Plastikmetall der Plattform, als die ersten Gleiter der Wächter mit hohem, singendem Geräusch der Triebwerke heran jagten. Offenbar hatten sie die Landung des Taxis beobachten können und daraus den richtigen Schluß gezogen.

Mit einem verzweiferten Sprung setzte ich durch die offene Luke des Lufttaxis, zog mich an den Sessellehnen nach vorn bis zur Konsole des Robotpiloten.

“Zum Platz des Vergessens!” befahl ich, denn ich wollte dort Verwirrung stiften, um Elena und Finch ein Untertauchen zu ermöglichen.

Doch der Gleiter hob sich nicht einen Millimeter empor. Statt dessen flammte eine blasse Scheibe an der Konsole auf, und die Worte erschienen: STEUERUNG VON ZENTRALE BLOCKIERT!

Eigentlich hätte ich damit rechnen sollen. Dennoch war ich in diesem Moment wie vor den Kopf geschlagen. Ich saß in einem Gefängnis, wie sich die Wächter es nicht besser hätten wünschen können - und ich war auch noch selbst hineingelaufen!

Draußen hielten bereits die Gleiter der Wächter. Schwarz gekleidete Gestalten umzingelten mein Fahrzeug. Sie hielten lange, stabförmige Gegenstände auf das Lufttaxi gerichtet.

Warum holten sie mich nicht heraus... ?

Als ich den Grund dafür erkannte, mußte ich unwillkürlich lachen. Ich schüttelte mich vor sinnloser Heiterkeit, bis mir die Tränen über die Wangen liefen.

Die Wächter steckten in einem ähnlichen Dilemma wie ich. Sie hatten meine weitere Flucht verhindert, indem sie die Robotsteuerung blockierten - gleichzeitig damit aber war automatisch das Einstiegsschott blockiert worden.

Ich konnte nicht weg - und sie konnten nicht herein!

Allmählich vermochte ich wieder klar zu denken. Ich musterte die Schwarzgekleideten

draußen. Verwirrt stellte ich fest, daß ihre Gesichter nicht zu erkennen waren: Sie schienen nur aus kalkweißen, konturlosen Flächen zu bestehen.

Instintiv faßte ich in mein eigenes Gesicht, in der wilden Hoffnung, in ein Nichts zu greifen und damit beständig zu finden, daß alles nur ein böser Traum sei.

Doch es war kein Traum.

Ich war wirklich - folglich mußten es meine Verfolger ebenfalls sein. Vielleicht trugen sie Masken, die ihre Gesichter unkenntlich machten, wenn ich auch nicht einsah, warum.

Ich sank in den Sessel neben der Pilotenkonsole.

Plötzlich bemerkte ich Bewegung unter meinen Verfolgern. Als ich genauer hinsah, entdeckte ich ein klobiges Gerät, das von vier Mann aus einem Frachtengleiter gehoben wurde: ein Desintegrationsschneidegerät!

Man wollte mein Fahrzeug aufschneiden wie eine Konservenbüchse.

Da versuchte ich die allerletzte Möglichkeit. Ich konzentrierte mich auf die Energieströme im Steuergehirn des Robotpiloten, um die Fernschaltung durch Energietransformierung zu blockieren.

Sinnlos!

Offenbar wurden alle Aggregate des Fahrzeugs durch drahtlos gesendete Energie gespeist.

Und selbstverständlich hatte man in der Leitzentrale dafür gesorgt, daß ich keine Energie bekam.

Wieder setzte ich das Ultraschallskalpell an meine Schläfe.

Etwas explodierte in meinem Gehirn und ließ mich in einem grenzenlosen Meer roter Nebel versinken...

*

NOKTURN richtete all seine Aufmerksamkeit auf die Identität, die im Unterbewußtsein das Rätsel bereits gelöst hatte.

Der Unruheherd mußte gelöscht werden, um eine Auflösung der gesamten Existenz zu verhindern. Aber es gab bestimmte Schemata des Vorgehens, denen sich selbst NOKTURN nicht entziehen konnte.

Und in der Zwischenzeit suchte eine andere Identität nach der Lösung des Rätsels - und fand sie...

*

Ich wurde brutal in die Mitte der hell erleuchteten Kreisfläche gestoßen. "Angeklagter... !" erscholl eine dumpfe Stimme.

Irgendwo in meinem Innern brach ein imaginärer Ring.

Ich sah mich um.

Die im weißen Licht liegende Kreisfläche wurde von drei Galerien Bänke umsäumt. In den Bänken saßen die Ältesten des Lun-Klans...

Ein zweiter imaginärer Ring zerbrach.

"Dein Name, Angeklagter!" erscholl es, fordernd und zwingend.

Ich suchte den Sprecher, fand ihn jedoch nicht. Die Stimme schien aus dem Nichts gekommen zu sein.

“Baar Lun!” erwiderte ich mit fester Stimme. “Letzter der Moduls aus dem führenden Geschlecht des Klans.”

Eine Weile war es still, und ich hatte Zeit zum Überlegen.

Mir war klar, daß mein Selbstmordversuch im letzten Augenblick verhindert worden war. Wahrscheinlich hatten mich die Wächter mit einer Nervenwaffe gelähmt, während ich mich auf das Sterben konzentrierte und keine fremden Energieströmungen mehr kompensieren konnte.

“Es ist offensichtlich, daß der Angeklagte lügt!” brandete die seltsam fremdartige Stimme wieder durch den kleinen Saal des Ältestengerichts.

“Er kann niemals der letzte der Moduls sein, denn in Maa Duun leben noch fünfhunderttausend Männer und Frauen des Lun-Klans.”

Männer und Frauen! hallte es in meinem Unterbewußtsein nach. *Warum keine Kinder... ?*

Der letzte imaginäre Ring, der meinen Geist gefesselt hielt, wurde mürbe. Nunmehr würde der geringste Anstoß ihn zerbrechen.

Ich richtete mich auf und suchte die Augen der Ältesten.

Doch nur leere Flächen starrten mir blicklos entgegen.

Da brach der letzte Ring.

“Lüge” schrie ich, während mich das Entsetzen gleichsam mit eiskalten Klauen packte.

“Lüge! In Maa Duun lebt kein einziger Modul mehr. Niemand lebt mehr in der Stadt meiner Ahnen - denn auch Maa Duun ist längst zerfallen!”

Die Ältesten rührten sich nicht. Sie erweckten den Eindruck von wesenlosen Schatten - und das waren sie auch. Ich wußte es nun.

“Der Angeklagte hat sich des Frevels gegen die Gesetze der Stadt schuldig gemacht”, erscholl wieder die Stimme - monoton, gefühllos und bar allen wirklichen Lebens.

“Er gefährdet das Vermächtnis, das ich, NOKTURN, zu hüten und zu bewahren habe - und er bringt die Existenz von fünfhunderttausend Identitäten in Gefahr.

Deshalb verurteile ich ihn zur Löschung seiner Identität - unwiderruflich und ohne Möglichkeit einer Wiedergeburt!”

Am liebsten hätte ich über diesen pathetischen Ton gelacht. Doch die letzten Worte NOKTURNs ließen mich erkennen, daß ich damals, in der Felshöhle, wirklich gestorben war - und mit mir Captain Finch Eyseman und Elena Jossipowa. Wir existierten von diesem Zeitpunkt an nur noch als Identitäten, die beliebig gelöscht werden konnten.

Ich wurde ganz ruhig.

Es gab keinen Ausweg aus dieser Lage. Mein Bewußtsein würde ein zweites Mal sterben - nur mein Bewußtsein, nicht ich, denn ich lebte bereits seit Tagen nicht mehr, wenn man Geist und Körper als Ganzheit betrachtete.

Nun erkannte ich auch mit der Klarheit des zum Tode Verurteilten, daß NOKTURN niemals hätte getäuscht werden können. Er mußte gewußt haben, daß ich zweimal in der Halle der ewigen Nacht gewesen war, und er hatte lediglich abgewartet, weil ich ihm ohnehin niemals entkommen konnte.

Rätselhaft blieb lediglich das eine Ereignis beim letzten Besuch der Halle der ewigen

Nacht: Ich hatte nicht nur Michael Vorbeck und Samson Caluga sehen können, sondern auch NOKTURN, das koordinierende Positronengehirn der Identitätsspeicher... !

Ich fühlte, wie der Wahnsinn meinen Verstand zermürbte.

NOKTURN - *ein positronischer Koordinator!*

Maa Duun - *ein Mosaik unzähliger positronischer Speicherimpulse!*

Fünfhunderttausend Männer und Frauen des Lun-Klans - nichts weiter als gespeicherte Identitäten, deren organische Originale längst tot waren!

Wo lag der Sinn der ganzen, grauenhaften Schattenexistenz? Nur Wissenschaftler meines Volkes konnten diese Anlage gebaut und programmiert haben. Aber warum? Warum mußten fünfhunderttausend gespeicherte Identitäten ein qualvolles Scheindasein führen?.

NOKTURN mußte meine Gedanken wahrgenommen haben - ja, wenn meine Schlußfolgerung stimmte, konnte es gar nicht anders sein.

Diesmal lag Hysterie in der leblosen Stimme eines Maschinenmonstrums.

“Ich wurde geschaffen, um Maa Duun und die Fünfhunderttausend nicht sterben zu lassen. Sie sollten Zeugnis ablegen von der Vergangenheit des Großen Volkes. Und ich verleihe ihnen Leben, gebe ihnen die gewohnte Umgebung - und schütze sie vor Gefahren, die von außen kommen!”

Die letzte Erkenntnis brachte mich an den Rand des Wahnsinns.

NOKTURN mußte einst geschaffen worden sein, um die Erinnerungsspeicher zu koordinieren, um die Erinnerungen abfragebereit zu halten, für Nachkommen der Stadtbewohner, die auf die Welt der Verbannung zurückkehrten. Aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgte das Abfragen der Erinnerungen mit Hilfe eines Illusionskristalls. Finch Eyseman hatte vor einiger Zeit einen Blick in das Geheimnis Maa Duuns werfen dürfen - aber da war die erste Veränderung bereits eingetreten, denn er hatte nur eine sterbende Stadt “gesehen”. Die Koordinationspositronik arbeitete nicht mehr nach der ursprünglichen Programmierung. Ein winziger Defekt konnte das bereits ausgelöst haben.

NOKTURN war nicht mehr als ein schizophrenes Positronengehirn - kein Wunder, daß die von ihm koordinierten Identitäten ebenfalls schizophren wurden!

Ich senkte den Kopf und erwartete gefaßt die Vollstreckung des Urteils.

Nur nicht mehr denken müssen! Nur nicht länger an die Qualen erinnert werden, die fünfhunderttausend Speicherimpulse durch die Aktivierung ihrer Identitäten durchgestanden hatten - Jahr um Jahr, Jahrhunderte hindurch!

Erst nach einiger Zeit wurde mir bewußt, daß es still geworden war im Saal der Ältesten. Ich hob den Kopf und suchte die Bankreihen ab.

Leer!

Auch die Stimme NOKTURNs war verstummt.

Und noch immer hatte ich die Illusion wirklichen Seins.

Ich wollte schreien, irgend etwas tun, um die bedrückende Stille zu brechen.

Doch plötzlich wallten weiße Nebel aus dem Boden, stiegen empor - und was sie berührten, löste sich in Nichts auf. Ich konnte zusehen, wie zuerst meine Beine, dann mein Leib verschwanden.

Dann hatten mich die Nebel verschlungen.

*

Grauenhafter Schmerz pulsierte in allen Zellen meines Körpers. Ich wand mich auf dem harten Boden, krümmte mich - und schrie meine Qual hinaus.

Aber der Schmerz verebbte, und ich konnte meine Umgebung erkennen.

Sie erschien mir seltsam vertraut.

Innerhalb einer von grünlichem Licht erhellten Halle standen fünf Positronengehirne.

Das sechste Gehirn war verschwunden!

Nachdenklich starrte ich auf die Stelle, über der es bei meinem zweiten Besuch in der Halle der ewigen Nacht geschwebt hatte. Ich fühlte, daß ich nicht mehr nur eine positronisch gesteuerte Scheinidentität war ich fühlte es, obwohl ich zugleich wußte, daß Finch, Elena und ich damals wirklich, körperlich gestorben waren.

Ein Stöhnen riß mich aus meinen Gedanken.

Ich fuhr herum.

Eine monströse Gestalt krümmte sich auf dem Boden der Halle, ein furchtbar verunstaltetes Wesen mit menschlichem Gesicht!

Ein Ungeheuer mit Elenas Gesicht!

In fassungslosem Entsetzen starrte ich in ihre braunen, von Schmerz verdunkelten Augen, kroch auf Händen und Füßen zu ihr und wußte doch nicht, wie ich ihr helfen sollte.

“Lun!”

Das geflüsterte Wort war kaum vernehmbar über die bebenden, blutleeren Lippen gekommen.

“Lun, ich liebe dich!”

Zwei Tränen rollten über ihre Wangen. Ich wischte sie gedankenlos ab. Da streckte Elena ihre Arme aus und ich konnte nicht anders, ich mußte mich hinabbeugen und sie auf den zitternden Mund küssen. Alles erschien mir irgendwie unwirklich; dennoch sagte mir der letzte Rest klaren Denkens, daß es grausame Wirklichkeit war, was ich sah und erlebte.

“Was... was ist... ?” stammelte ich.

Sie klammerte sich noch stärker an mich, und ich erwiderte den Druck, als könnte ich dadurch ihren entfliehenden Geist festhalten. Denn Elena Jossipowa starb...

“Der... Illusionskristall...” hauchte sie. “Er... er zeigte mir die Wahrheit. Wir... waren... tot... und lebten als positronische Impulse. Der ID-Kode... !”

Die Stimme erstarb in einem Seufzen, aber ihre Augen wiesen nach oben. Ich neigte den Kopf zurück und sah unter der Decke eine Scheibe von ungefähr zwei Metern Dicke schweben.

“... nach dem Prinzip... eines Transmittermaterialisators”, vernahm ich erneut Elenas Stimme. “Ich... kenne... mich aus.”

Ihr Atem ging hastiger.

“Ruhig, Elena!” flüsterte ich und strich über ihr flachsblondes Haar. “Ich werde Hilfe holen, und du wirst wieder gesund werden.”

Ihre Augen sagten mir, daß sie ihren Zustand kannte.

“Wir alle... energetischer Bestandteil der Gehirne. Materialisierungsschaltung... ich

konnte sie für mich auslösen. Aber zu schwer. ID-Kode verzerrt. Dann... körperliche Existenz. Nun... war... es... leicht. Aber du... du... mußt Finchs... Kode aktivieren - und NOKTURN abschalten.”

Ihr Oberkörper - der Oberkörper eines Monstrums bäumte sich auf. Ich nahm sie ganz fest in die Arme, flüsterte ihr Worte zu, die ich sonst ihr gegenüber niemals gefunden hätte.

Elenas Augen lächelten mich glücklich an - dann überzogen sie sich mit einem milchigen Schleier...

11.

Als ich meinen Bericht beendet hatte, schlug Michael Vorbeck die Hände vors Gesicht. Lautloses Schluchzen erschütterte ihn.

Ich starrte blicklos geradeaus.

Das Rätsel NOKTURNs war gelöst. Wenige Minuten nach Elenas Tod erschienen Vorbeck und Caluga in der Halle der ewigen Nacht. Sie hatten Nokturn überlisten und abschalten können, ohne ihn vollständig zu vernichten.

Danach aktivierte ich den ID-Kode Finch Eysemans und erlebte seine Materialisierung. Es erschien uns jetzt alles sehr klar und einfach - und doch hatte es ein wertvolles, unersetzliches Menschenleben gekostet.

NOKTURN war der Wächter seiner fünf “Brüder”, der fünf Speicherpositroniken, gewesen. Als wir mit der Space-Jet auf Seven landeten und zu suchen begannen, hielt er seine Schützlinge für gefährdet. Er lockte Elena, Finch und mich in eine Falle, die eigentlich für uns alle bestimmt war. Dort tötete er uns mit einer seiner Waffen, einem Zellvibrator. Zuvor jedoch nahm er mit einem Tastgerät, das denjenigen in terranischen Materietransmittern verblüffend ähnelte, unsere D-Kodes ab. Er speicherte sie im Materialisator und übertrug sie von dort in die fünf Gehirne. In ihnen wurden unsere Identitäten nach geringfügiger Umformung aktiviert und in eine Scheinwelt versetzt.

Wir drei, die fünfhunderttausend Bewohner, und die Stadt Maa Duun selbst existierten nur als Identitätsimpulse innerhalb komplizierter positronischer Feldbahnen. Dennoch erschien uns der “Traum” als Realität - bis ich beim ersten Besuch in der Halle der ewigen Nacht einen winzigen Zipfel des Schleiers lüften konnte, der das Geheimnis der sechs Gehirne verhüllte.

Wahrscheinlich wäre mir nicht einmal das gelungen, hätten Vorbeck und Caluga nicht den Vorstoß in das Untergrundreich NOKTURNs unternommen. Das sechste Gehirn vermochte gegen sie nichts mehr auszurichten, da seine Waffen die Individualsphären nicht durchdrangen.

Allerdings gab es eine letzte Sicherung.

Als Vorbeck und Caluga die transparente Wand der Halle der ewigen Nacht berührten, wurden sie von einem Abwehrtransmitter in den Weltraum geschleudert.

Damit glaubte NOKTURN die Gefahr beseitigt zu haben.

Nun konnte er darangehen, in seinem Traumreich Ordnung zu schaffen. Er ließ mich

verhaften, und er hätte Elena und Finch ebenfalls verhaftet, wenn nicht zu diesem Zeitpunkt ein neuer Angriff der beiden Leutnants erfolgt wäre.

Ihnen hatten wir es zu verdanken, daß wir gerettet werden konnten und die Qual der fünfhunderttausend Identitäten ein Ende nahm.

Elena opferte sich.

Sie erkannte mit Hilfe des Illusionskristalls, den ich ihr kurz vor meiner Verhaftung gab, die wahre Natur Maa Duuns und seiner Bewohner. Sie erkannte auch das Prinzip, nach dem die sechs Gehirne arbeiteten und sie vermutete sofort, daß unsere ID-Kodes in einem Materialisator gespeichert sein mußten.

Da sie selbst ein positronischer Bestandteil der sechs Gehirne war, vermochte sie ihren eigenen ID-Kode zu aktivieren. Sie beeilte sich dabei zu sehr, da sie mich in Todesgefahr wußte - und materialisierte als lebensunfähiges Monstrum. Sie lebte noch, um meinen ID-Kode zu aktivieren, und dabei unterlief ihr kein Fehler...

*

“Vorgesehene Raumkoordinaten erreicht, Sir!” meldete Captain Eyseman vom Pilotensitz aus.

“Stoppen!” befahl ich.

Wir erhoben uns: Michael Vorbeck, Samson Caluga und ich. Finch mußte in der Zentrale bleiben, während wir unsere schwere Pflicht erfüllten.

Keiner sprach ein Wort.

Elena Jossipowa lag, eingeschlossen in einen Kasten aus transparentem Metallplastik, auf dem Boden der Schleusenkammer. In ihren gefalteten Händen hielt sie meinen Illusionskristall. Ich hatte ihn ihr gegeben - als Ausdruck all dessen, was wir alle für sie empfanden.

Samson Caluga zog ein abgegriffenes, schwarzes Buch hervor, schlug eine markierte Seite auf und begann zu lesen.

Zehn Minuten später schlossen wir unsere Druckhelme.

Ich drückte den roten Knopf an der rechten Schleusenwand ein. Dann trat ich hinter Leutnant Vorbeck und achtete darauf, daß er sich an einer der Halteklammern anseilte wie Caluga und ich. Mischa hatte Elena geliebt, und ich wollte nicht, daß er sich vom Schmerz zu einem verzweiferten Schritt hinreißen ließ.

Als ich das Außenschott öffnete, entwich die Luft mit einem kurzen, durchdringenden Pfeifen.

Der provisorische Sarg wurde vom Sog des Vakuums in den Weltraum gerissen. Dort, zwischen den Sternen ANDRO-Betas, fand Elena Jossipowa ihre letzte Ruhestätte. Unsere ersten Körper hingegen hatten wir auf dem Planeten unter dem Eis begraben.

Das Schott schloß sich wieder.

“Kommt!” sagte Samson Caluga nach einer Weile und legte seine Arme um Mischas und meine Schultern. “Das Leben geht weiter!”

Wir gingen zur Zentrale zurück.

Finch aktivierte die Triebwerke und beschleunigte sofort mit Maximalwerten. Er wollte uns - und vor allem Michael Vorbeck und mir - offenbar helfen, unsere Niedergeschlagenheit zu überwinden.

“Auf die Plätze!” befahl der Captain. “Kurs Gleam!”

Und dann, nach einer Pause, setzte er hinzu: “Aber wir kommen wieder!”

Ja, wir würden wiederkommen, um das Geheimnis Maa Duuns endgültig zu entschleiern.

Das Leben ging weiter.

Elena Jossipowa aber würde unvergessen bleiben!

ENDE